

Stichtbild Raismann / Neisse

Neisse, Epitaph in der Jakobuskirche

Die Baudenkmäler der Renaissance in Neisse O.G.

mit besonderer Berücksichtigung ihrer Giebelentwicklung bis zum Kämmergeibäude, ihrem künstlerischen Höhepunkt

Von Franz Borowski

Die alte Bischofsstadt Neisse ist in bezug auf ihre Bau- und Kunstdenkmäler eine der interessantesten und anziehendsten Städte Schlesiens. Gleich der Ring mit der für schlesische Städte charakteristischen Bebauung seiner Platzmitte, besonders fein mit der Blickrichtung von der Brüderstraße auf das Kämmergeibäude, das Rathaus und die Jakobikirche. Auch heute noch, obwohl vieles Wertvolle verschwunden und durch nüchterne Bauwerke neuerer Zeit ersetzt worden ist: welsch ein seltenes Bild von malerischer Gelöstheit und architektonischem Wert. Das Kämmergeibäude, eines der bedeutendsten Werke deutscher Spätrenaissance, das Rathaus mit seinem schlanke, spätgotischen Turmhelm, dem einzigen, den wir an schlesischen Profanbauten aus jener Zeit noch besitzen. Im Hintergrunde als Gegenpart der breite, stumpfe Turmkörper der Jakobikirche, der wie ein italienischer Campanile neben die Kirche gestellt ist. Dann hochstrebend wieder der Kupferbekleidete Giebel der gewaltigen Halle dieser Kirche, die mit ihrem Riesendach auch heute noch das Stadtbild beherrscht.

Im Gegensatz zu dem malerisch lockeren Gefüge des Hauptplatzes besitzen wir in dem Salzing mit Jesuitenkolleg ein ausgezeichnetes Beispiel einer architektonisch geschlossenen Platzanlage barocker Prägung.

Vom späten Mittelalter an haben hier alle Jahrhunderte bemerkenswerte Baudenkmäler hinterlassen. Aus der großen Fülle neben den genannten die geistvolle Raumschöpfung der Kreuzherrenkirche mit den wundervollen Deckenmalereien der Gebrüder Scheffler, die ehemalige bischöfliche Residenz, jetzt Land- und Amtsgericht, deren Flügel an der Grabenstraße zu den ganz seltenen Werken des noch unter italienischem Einfluß stehenden Frühbarockes in Schlesien gehört, die zahlreichen alten Bürgerhäuser der Renaissance, des Barock und des Klassizismus, der Breslauer und Berliner Torturm, der schöne Brunnen, eines der bedeutendsten Werke deutscher Schmiedearbeit.

Wie in andern schlesischen Städten erlebte auch Neisse zur Zeit der Renaissance im 16. und 17. Jahrhundert eine hohe Blüte auf wirtschaftlichem, kulturellem und künstlerischem Gebiet, welcher wir eine machtvolle Entwicklung der bürgerlichen Baukunst

zu verdanken haben. Die auch heute noch sichtbaren Zeugen dieser Epoche sind die alten Bürgerhäuser, die sich noch in großer Anzahl erhalten haben, sodaß viele Straßen, ja ganze Stadtteile, hier wären unter anderen besonders die Breslauer-, Graben-, Bischof-, Weber-, Kramer- und Brüderstraße sowie Teile der Ringbebauung zu nennen – Abb. 1 u. 2 –, uns heute noch im wesentlichen ihr ursprüngliches Bild mit dem raschen Wechsel, der auf tiefer, schmaler Parzelle errichteten Häuser zeigen. Denn auch die späteren Stilepochen Barock und Klassizismus haben an der Gesamterscheinung des alten Straßenbildes Wesentliches nicht ändern können, da die Parzellenbreiten, Grundriß und Aufriß der Häuser dieselben geblieben sind.¹ Die Straßen- und Platzwände sind hierdurch vielleicht noch reicher und beweglicher geworden als zur Zeit der Renaissance.

Die deutsche Renaissance ist ja im wesentlichen ein Dekorationsstil. Die Bauwerke der Zeit sind in ihrem konstruktiven Organismus gotisch mit einem Renaissancekleid versehen, denn der Grundriß, Aufbau, die Konstruktion und die Baustoffe sind die gleichen geblieben. Für die Renaissancewerke in Schlessen – und dies trifft auch besonders für Neisse zu – ist bezeichnend die schlichte, großflächige Behandlung der Fronten, in Backsteinen mit Verputz aufgeführt, wobei meist nur für die Architekturteile und Fenstereinfassungen Werkstein vorgesehen war. Eine reichere architektonische Ausbildung erstreckt sich lediglich auf die Portale und die Giebel. Besonders in der Ausbildung der letzteren sieht die Architektur der deutschen Renaissance eine ihrer wichtigsten Aufgaben.

Auf den formalen Charakter der Neisser Renaissancegiebel soll nun im Nachstehenden näher eingegangen und versucht werden, die Vorbilder, Anregungen und Zusammenhänge zu finden, die hier das Eindringen der Renaissanceformen herbeigeführt haben.

Kein gotische Bürgerhäuser haben sich nicht erhalten. Es liegt dies wohl daran, daß hier wie in ganz Oberschlessen bis ins 17. Jahrhundert hinein in manchen Gegenden sogar noch bis ins 18. und 19., der Holzbau² vorherrschte und die zahlreichen Brände, durch welche die Stadt von 1401–1526 sechsmal heimgesucht wurde, diese vernichteten. Als man dann um die Mitte des Jahrhunderts massive Bauten zu errichten begann, hatte die Renaissance bereits ihren Einzug gehalten.

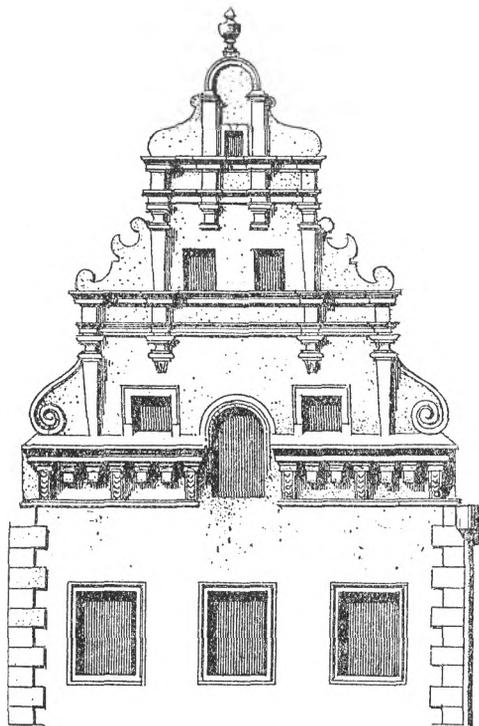
Die ältesten inschriftlichen Datierungen Neisser Bürgerhäuser weisen die Jahreszahlen von 1589–92 auf,³ obwohl ihre architektonische Haltung, bei der gotische Formen noch stark überwiegen, auf eine frühere Entstehung schließen lassen.

Eines der ältesten Giebelhäuser dürfte das Haus Brüderstraße Nr. 4 sein – Abb. 3 –.

¹ Über Grundrißanlage der Renaissancehäuser: Dr. Ludwig Burgemeister, Das Bürgerhaus im Deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten. Heft 1, Das Bürgerhaus in Schlessen. Verl. d. Dtsch. Bauztg. G. m. b. H., Berlin, 1921. – Rudolf Stein, Das Breslauer Bürgerhaus, Einzelheiten zur Schlef. Gesch. 1931. Priebatsch's Buchhandlg., Breslau.

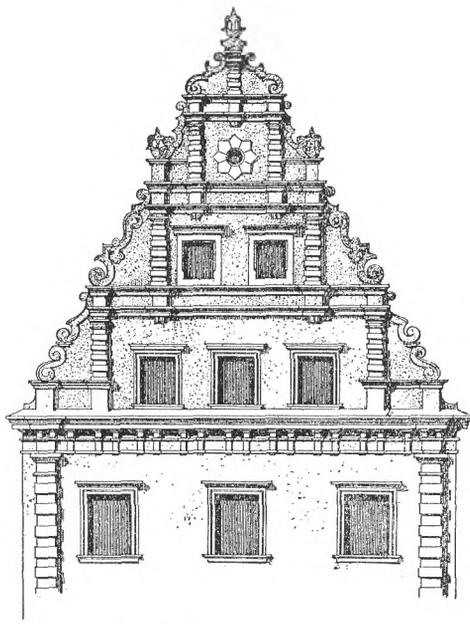
² Lutsch, Denkmälerverzeichnis IV, 29. – Walter Krause, Rokkoko, Oberschlef. Laubenhäuser, Zeitschr. „Der Oberschlesier“, 1929. – Dipl.-Ing. K. Plümecke, Nimpisch, 1927. Diss.

³ Dittrich, Neisse als Kunst- u. Kulturstätte aus: Oberschlessen, ein Land deutscher Kultur, S. 89.



Reiße

Zollstraße 17



Breslauer Straße 23

Nur der Giebelaufbau besitzt noch seine ursprüngliche Gestaltung, das Erdgeschoß hat durch einen Ladeneinbau und die beiden oberen Geschosse durch neueren Verputz Anspruch auf Denkmalswert verloren. Durch Horizontalgesimsung ist der alte Steilgiebel in vier durch Spitzbogenarkaden gegliederte Geschosse aufgeteilt. Bei der Spitzbogenarkatur handelt es sich noch um eine durchaus gotische Gestaltungsweise, die gerade bei diesem Giebel stark an die Rhythmik mittelalterlicher Backsteinbauten erinnert, wie wir sie in ähnlicher Aufteilung vielfach in Schlesien finden. In diesem Fall liegt es nahe, daß der originelle Westgiebel der Barbara-, jetzt evangelischen Kirche, mit seinen Reihungen spitzbogiger Arkaden zwischen übereckgestellten Fialenpfeilern, die Durchbildung in der Brüderstraße beeinflusst hat. Der Geist der Renaissance kündigt sich an in der starken Betonung der horizontalen Bindungen in der Gestaltung der die Form einer Sima zeigenden Kämpfer dieser Spitzbogenblenden sowie besonders in den noch etwas unsicher und unbeholfen gestalteten Eckvoluten der Giebelstaffeln.

Im Prinzip von ganz ähnlicher Durchbildung ist der Giebel in der Zollstraße Nr. 22 – Abb. 4 –. Dreigeschoßig, die Geschosse ebenfalls mit Arkaden, hier aber mit rundbogigen gegliedert. Die Voluten genau so unbeholfen durchgebildet wie in der Brüderstraße, nur klingen die Ecken der Staffeln sowie die Giebelspitze in steilgiebligen Fialen

in Anlehnung an mittelalterliche Erinnerungen aus. Bemerkenswert das untere Giebelgeschloß, welches nicht dem Dachgesperrte entsprechend bis an die Traufe heruntergeführt ist, sondern attikaförmig horizontal wohl zum besseren Anschluß an die höheren Nachbargiebel weitergeführt wurde.

Verwandt in der formalen Anordnung mit den Giebeln in der Brüderstraße und in der Zollstraße Nr. 22 sind die Giebelhäuser in der Zollstraße Nr. 51 und 52. — Abb. 5 —. Der eine auf der Abb. rechts ist den genannten besonders ähnlich. Er erhebt sich über einer dreigeschoßigen Barockfassade, die durch Lisenen aufgeteilt ist. Der alte Giebelaufbau beginnt über dem 2. Obergeschloß. Er ist durch zwei Gurtgesimse in drei Stockwerke geteilt, wobei jedes dieser Stockwerke durch Pilaster gegliedert ist, die in Kapitalhöhe durch je zwei kleine Bögen auf Konsolen, nicht unähnlich mittelalterlichen Bogenfriesen, verbunden sind. Die Abtreppungen des Giebels sind mit den gleichen, volutenartigen Bildungen ausgefüllt wie bei dem Giebel in der Brüderstraße. Den Abschluß nach oben bildet ein kleiner Steilgiebel. Die Unterbrechung des Haupt- und des unteren Gurtgesimses in der Mittelachse, die wir in dieser Zeit häufig finden, läßt erkennen, daß hier ehemals eine Aufzugsvorrichtung vorhanden war. Die mehrgeschoßigen Dachräume dienten dem Kaufmann und Handwerker als Speicher ihrer Waren. Letztere wurden durch in den Giebelöffnungen angeordnete Aufzüge emporgewunden.

Echlicher ist der leider jetzt nicht mehr vorhandene Giebelaufbau des Nachbarhauses. Zu der Aufteilung der äußeren Umrißlinie mit Voluten ist er dem vorigen durchaus ähnlich, ihm fehlt jedoch die reiche architektonische Durchbildung der Giebelfläche. Unvermittelt, ohne ein trennendes Hauptgesims sitzen die durch die ganze Giebelfläche durchlaufenden Lisenen auf dem zweiten Obergeschloß auf und erhöhen dadurch noch den Eindruck des Hochstrebens im Sinne gotischer Gestaltungsprinzipien. Anstelle der Horizontalgesimse haben die Lisenen hier nur kapitellartige Gesimsstücke.

Die genannten Häuser gehören diesseitigen Erachtens zu den frühesten Renaissancewerken der Stadt. Ihre Entstehung ist etwa zwischen 1570—1590 anzunehmen.

Einen reiferen Eindruck macht das Doppelgiebelhaus an der Quergasse Grabenstraße. — Abb. 6 —. Die Giebel sind durch zwei Gurtgesimse, die sich um die durchgehenden Pilaster herumkröpfen, in rechteckige Felder geteilt, die Außenzone wieder mit Voluten, die aber hier bereits etwas feiner durchgearbeitet sind, belebt. Infolge der bedeutenderen Größe der Pilaster, die durch die Verkröpfungen der horizontalen Bindung gegliedert sind, haben diese Giebel einen großzügigen und reiferen Charakter im Sinne der neuen Renaissancebewegung. Außer den Giebelfenstern besitzen nur noch die Fenster des Erdgeschosses die ursprünglichen Umrahmungen mit ihren sich im unteren Drittel der Gewände verkröpfenden Faszien. Die Gesimsung und Fenstereinfassung des Erd- und Obergeschosses sowie der das ganze Gebäude bedeckende Putz sind modern. Die älteren, dem ursprünglichen Bau angehörenden Teile dürften dem Ausgang des XVI. Jahrhunderts angehören.

Bei diesem Doppelhaus handelt es sich um eine Giebelausbildung, die in Deutschland größte Verbreitung fand. Besonders zahlreich sind derartige Giebelbildungen im heutigen Freistaat Sachsen vertreten. Da, abgesehen von einzelnen Werken in Süddeutschland, diese Gebiete Mitteldeutschlands mit am frühesten und auf breiter Grundlage den Renaissanceformen erschlossen wurden und da die Ähnlichkeit einzelner Werke mit den Meißner Giebeln sehr groß ist, dürfte von Sachsen aus die Anregung für diese und ähnliche Giebelbildungen erfolgt sein.⁴

Besonders nahe ist diese formale Verwandtschaft mit einigen Werken in Meißnen. Sie erstreckt sich hier nicht nur auf die Gesamtanordnung, sondern auch auf die Gestaltung der Einzelformen. Man vergleiche u. a. die eigenartigen Staffelvoluten und den dreieckigen oberen Abschluß an den Giebeln in der Quergasse der Brüder- und Zollstraße mit dem Giebel des Hauses Am Kornmarkt Nr. 10 in Meißnen. Auch die Voluten des Giebels am alten Brauhause in Meißnen zeigen, wenn auch in etwas fortgeschrittener Durchbildung, eine ganz ähnliche Form und die gleiche steile Haltung.

Aus diesen Giebelbildungen mit ihren z. T. noch spätgotischen Einzelformen, ihrer durch Blendnischen und Lisenen bewirkten linearen Flächenteilung, ihren in den einzelnen Giebelstufen gleichartig durchgebildeten Voluten entwickeln sich Giebel mit einer freieren Aufteilung des architektonischen Gerüsts sowie einem mannigfachen Formenwechsel in den einzelnen Giebelstufen – Abb. 7 –. Ein stark ausladendes, häufig noch mit Konsolen geschmücktes Hauptgesims trennt die Geschosse vom Giebelaufbau. Ebenso sind die einzelnen Giebelgeschosse durch kräftige horizontale Bindungen architravförmig oder sogar durch Doppelgesimse, Brust- und Gurtgesimse, voneinander geschieden. Die Aufteilung in der Vertikalen erfolgt durch mit den horizontalen Bindungen sich verkröpfenden Pfeilern. Diese Pfeiler, meist stark aus der Fläche heraus tretend, haben die mannigfachste Durchbildung erhalten. Ganz schlichte Pilaster hermenförmig und unten schmaler werdend als gequaderte Pfeiler – Abb. 6. 243 – und in Form von gekuppelten Pilastern – Abb. 11 –. Die Fensterumrahmungen erhalten die vor die Wand vortretenden Faszien. Die Randzone zeigt in ihren einzelnen Staffeln die mannigfachsten Abwandlungen durch Voluten, Schnecken und Rollenwerk, wobei die Ecken häufig in Kugeln, Obelisken oder Freifiguren ausklingen. Sie wird abwechslungsreicher und kleinteiliger. Das Tektonische tritt zurück und das Dekorative übernimmt die Führerschaft. Aus dieser Gesinnung hat sich bei diesen Denkmälern die rein deutsch gewordene Renaissance, bei der eigenes und fremdes Formgut zu einer neuen Einheit geworden sind, herausgebildet. Von fremden Einflüssen ist am stärksten der niederländische, der sich etwa vom letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ab, ebenso

⁴ Nicht nur an den Giebeln, sondern auch bei allen anderen Bauteilen, besonders an den Portalen und dem ornamentalen Schmuck sind so große Analogien vorhanden, daß die Folgerung unerläßlich ist, daß die frühe sächsische Renaissance eng mit der schlesischen zusammenhängt. - A. Haupt, Baukunst der Renaissance pp., Handbuch der Kunstwissenschaft, S. 270. - Wilhelm Lübke, Geschichte der Renaissance in Deutschland, 2. Bd., 3. Aufl., S. 342.

wie im ganzen germanischen Norden auch in Schlesien geltend macht.⁵ Es handelt sich auch in den Niederlanden um italienischen Import, angepaßt niederländischer Tradition und niederländischem Empfinden. Diese Einwirkung erstreckt sich nicht nur auf die Bandenkmalerei selbst, sondern auch auf ihre Ausstattung, auf das Kunstgewerbe und alle dekorativen Arbeiten.

Als direkte Vorbilder für die Meißner Giebel kämen die z. T. künstlerisch bedeutenden Grabdenkmäler und Altaraufbauten in der St. Jakobskirche in Frage, an denen die entwerfenden und ausführenden Meister nicht achtlos vorübergegangen sein können.⁶ Aus der großen Fülle sollen nur einzelne Werke herausgehoben werden, welche mit der formalen Durchbildung der Giebel gewisse Übereinstimmungen erkennen lassen.

Am erster Stelle das prachtvolle, in einer Kapelle des rechten Seitenschiffs untergebrachte Grabdenkmal des 1574 verstorbenen Bischofs Caspar von Logau – Abb. bei Lutsch, Bilderwerk Taf. 113,2 –. Mit seiner feinen plastischen Durcharbeitung, seinen ausgezeichneten Verhältnissen und seinem klaren architektonischen Aufbau eines der bedeutendsten Kunstdenkmäler Schlesiens. Den von hermenförmigen Stützen getragenen Aufbau, die Konsolen, Voluten, Obelisken und Freifiguren des reichen Rahmenwerkes, finden wir in ganz ähnlicher Durchbildung an der Staffelung des Kammereigebäudes wieder. Das Epitaph des Bürgermeisters Hans Strubiez im linken Seitenschiff. Das Mittelfeld gerahmt mit zwei Ornamentpilastern. Über dem Fries staffelförmig angeordnet ein von Hermen getragener Aufbau, der von zwei sitzenden Frauengestalten flankiert wird. Bei dem Epitaph der beiden Meißner Bürger Lorenz Prauser und Wenzel Ritter im rechten Seitenschiff wird das Mittelfeld von zwei Hermen flankiert, während der dreiteilige Aufbau völlig in den Formen der Staffeligiebel durchgebildet ist – Abb. Titelbild –. Eine besonders wichtige Rolle für die Meißner Giebel spielt, wie weiter unten ausgeführt werden soll, das Motiv der Doppelpilaster, das wir u. a. am Grabmal des 1582 verstorbenen Bischofs Martin Gerstmann und an dem Altaraufbau des Annaaltars finden.

Der gleichen Grundauffassung und derselben Stilepoche gehört eine Gattung von Giebeln an, der die architektonische Durchgliederung der Fläche fehlt, die, abgesehen von einer wagerechten Gesimsung, wie bei dem Doppelgiebel des Rathauses – Abb. 8 –. völlig flächig behandelt ist. Für die Formengesimsung der Zeit spricht hier lediglich die Randzone des Giebels mit ihren nur in Umrissen ohne reliefierte Markierung ange deuteten Voluten und Kollwerk. Es liegt die Annahme nahe, daß hier anstelle der architektonischen die weitere schmückende Durchbildung ebenso wie beim Kammerei-

⁵ U. Haupt, Baukunst der Renaissance pp., S. 161 ff., S. 167 ff., S. 292 ff. - Franz Landsberger / Breslau, Verühmte Kunststätten, Leipzig 1906, S. 117 ff.

⁶ Werner Grundmann, Die oberschles. Figurendenkmäler des XVI.-XVIII. Jahrh. Deutsche Kulturdenkmäler in OÖ, Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau, 1930, S. 38. - Dr. Dittrich, Die Epitaphien und Grabsteine der kath. Pfarrkirche St. Jakob zu Meisse. F. Bär's Buchdruckerei G. m. b. H., Meisse 1913. - H. Lutsch, Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler, Mappe II.

gebäude und dem Greifenhaus in Breslau durch Sgraffito oder andere Malerei erfolgen sollte.

Eine Sonderstellung nimmt eine zeitlich ebenfalls der Spätrenaissance zuzurechnende Giebelgruppe ein, bei der anstelle der frei bewegten Voluten- und Schneckenformen den Giebelrand überschneidende Zwerggiebel treten, welche von geschosswise übereinandergestellten Doppelpilastern getragen werden, die durch kleine Bögen verbunden sind.

Um diese stark aus der Giebelfläche heraustretende Vertikalgliederung kröpft sich die Horizontalgesimsung herum. Diese Giebelausbildung scheint in Schlesiens stark verbreitet gewesen zu sein. Wir finden sie zunächst an mehreren Giebeln in Breslau u. a. am Haus „zum goldenen Stern“, Neumarkt 21, Krullstraße 14 und Nadler-Ecke Stockgasse, sämtliche zwischen 1560–1570 erbaut,⁷ an der alten Schule in Münsterberg und besonders zahlreich in Neisse über 2-, 3- und 4-achsigen Gebäuden. U. a. bei drei dieser Giebel an der mittleren Ringbebauung gegenüber dem Buttermarkt, an einem nicht mehr vorhandenen Hause an der Ecke der Turmgasse neben dem Kammereigebäude, ferner am Ring Nr. 27 – Abb. 9 – und in der Bischofsstraße Nr. 72.

Diese Giebelausbildung ist schwer aus der neuen Formgesinnung allein zu erklären, noch auch fremden Anregungen zu verdanken. Es handelt sich vielmehr um ein bodenständiges, lebendiges gotisches Empfinden, das immer wieder durchdringt und gelegentlich auch den neuen Anschauungen gegenüber ihre Selbstständigkeit bewahrt.

Es ist anzunehmen, daß die Breslauer Werke den Giebeln in Neisse und anderen Städten Schlesiens zum Vorbild gedient haben. Und zwar ist die formale Durchbildung dieser Giebel so gleichartig, daß man ihre Entstehung in einer gemeinsamen Werkstatt annehmen möchte. Die unmittelbaren gotischen Anregungen haben wir in unserem Falle wieder in den reichgegliederten Backsteingiebeln spätgotischer Kirchen zu suchen. Neben der bereits genannten Neisser Nikolaikirche kämen u. a. die Westgiebel der Korpuschrissti-, der Dorotheen- und der Dominikanerkirche in Breslau in Betracht, dessen einzelne Staffeln in ähnlicher Weise in Spitzgiebeln ausklingen. Aus neuer Formvorstellung heraus ist die Unordnung der Doppelpilaster entstanden. Die Anregung könnte auch hier von den Grabdenkmälern der St. Jakobuskirche erfolgt sein. Wie aber die Pilasterstellungen vermittels ihrer Architrave durch alle Geschosse hindurch in einem Zuge von unten nach oben durchgeführt sind, entspricht ebenfalls noch mittelalterlichem Gestaltungswillen, dem Vertikaldrang der Gotik.

Daß die steinernen Profanbauten des Mittelalters und auch noch zur Zeit der beginnenden Renaissance in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts die am Kirchenbau entwickelten Formen zum Vorbild dienten, ist bekannt. Gerade Breslau bietet zahlreiche Belege hierfür. Bei den besprochenen Werken ist nun die Feststellung interessant, daß trotz ihrer späten Entstehungszeit in der zweiten Hälfte und in Neisse wohl erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts – nach der am Giebel angebrachten Jahreszahl stammt das Ringhaus Nr. 27 aus dem Jahre 1589 und das Portal des

⁷ Rud. Stein, Das Breslauer Bürgerhaus pp.

Hauses Bischofstraße 72 trägt die Jahreszahl 1592 — der Gestaltungswille der zurückliegenden gotischen Epoche überwiegt.

Mit den genannten Giebelgruppen teilt das Ringhaus Nr. 6, — Abb. 10 — die Anordnung der Doppelpilaster. Abgesehen von der andersgearteten jener Zeit der späten Renaissance durchaus entsprechenden Ausbildung der Giebelstaffeln mit schneckenförmig ausgedehnten Voluten, dem rundbogigen Giebelabschluß mit Kugeln und Obelisken, besitzt hier auch das Motiv der Doppelpilaster eine weit fortgeschrittenere Haltung. Die als Rahmenpilaster ausgebildeten Pfeiler fassen eine Nische an. Wir erkennen hier das bekannte Dekorationsstück der Weltrenaissance, das sich, wie wir sahen, auch bei den Grabdenkmälern Schlesiens größter Beliebtheit erfreute.

In einer noch freieren und reiferen Lösung finden wir dieses Motiv an dem Giebel des 1602—1604 erbauten Kammereigebäudes, der alten Stadtwaage. — Abb. 11 —.

Mit der Giebelfront nach dem Ring gerichtet erhebt sich über einer gegnaderten Bogenhalle ein zweigeschossiger an drei Seiten freistehender Baukörper, auf den durch ein mächtiges mit Konsolen geschmücktes Hauptgesims geschieden das steile Dach mit dem viergeschossigen Giebel an der Vorderseite und je drei Zwerggiebeln an den Traufseiten aufsetzt. Die Aufteilung in den einzelnen Giebelgeschossen erfolgt durch hermenförmige Pilaster, die im unteren sowie in der Mittelachse des zweiten Giebelgeschosses als durch Figurennischen einrahmende Doppelpilaster ausgebildet sind. Darüber hinweg sind in durchlaufendem Zuge ohne Verkröpfung die Gesimse als streng durchgebildete Gebälke mit Architrav und Triglyphenfries geführt. Durch diese kräftigen Horizontalbindungen bekommt der Giebel trotz seiner Steilheit, seiner Einschränkung der Geschosshöhen, leichter und kleinförmiger werdenden Gesimsung in den oberen Geschossen sowie trotz des Ausklingens der Staffeln in Freisiguren und Obelisken etwas Gelagertes. Sehr fein wirkt der Gegensatz des großflächigen schlichten Unterbaues zu der kraftvollen plastischen Durchformung des Giebels und der Zwerghäuser. Es handelt sich auch bei diesem Werk um eine Schöpfung, bei der die von außen kommenden Einflüsse verarbeitet und in deutschem Geiste umgeformt wurden.

Neben eigenem und bodenständigem gemahnt auch das Kammereigebäude in seiner ganzen Körperlichkeit und mit seiner lebhaften Umrisslinie mehr noch als die bisher genannten Baudenkmäler an niederländische Einwirkungen, die vielleicht über Breslau aus den Gegenden Niederdeutschlands, die besonders stark dem Formenkreis der Niederlande unterworfen waren, erfolgt sein könnten. Immer wieder wird man beim Vergleich mit Neisse an die Zunft- und Hochzeitshäuser, an die Stadtwaagen und Speicher in Emden und Hameln, in Baunshweig und Bremen, ja auch an entsprechende Bauwerke in den Niederlanden selbst erinnert. Zur Illustration nachstehend einige Beispiele.

Die Stadtwaage in Bremen von 1587 ist ebenso wie die in Neisse ein an drei Seiten freistehendes, dreigeschossiges Giebelaus mit zwei arkadenförmig angeordneten großen Rundbogenportalen im Erdgeschoß, Doppelpilastern in den Giebelgeschossen, die mit



Neisse

Abb.1
Kramerstraße



Abb.2
Bischofstraße



Abb.3 Brüderstraße 4

Abb.5 Zollstraße 51-52

Abb.6 Quergasse Ecke Grabenstraße

Abb.4 Zollstraße 22



Voluten gefüllten Siebelstaffeln in Obeliskten ausklingend. Die Triglyphengefünse, die in Neisse die Siebel ansteilen, schließen hier das erste Obergeschos ab. Dieser verwandt die Stadtwaaage in Alkmaar, Nordholland. — Abb. Vermeulen, Geschiedenes der Nederlandsche Bouwkunst, 2. Deel Platen C. 144 —. Die Siebelseite besitzt ebenso wie Neisse eine gequaderte Bogenhalle im Erdgeschos. Der über dem ersten Obergeschos aufsetzende Siebel mit Pilastern und fast genauso wie in Neisse mit architrassförmigen, ungebroschen durchlaufenden Gurtgesimsen gegliedert. Die Staffeln mit Figuren, Obeliskten und Vasen gekrönt. Um Mittelgiebel des 1597 vollendeten Rathauses in Leyden fallen beim Vergleich mit Neisse sofort die am Hauptgeschos des Siebels angeordneten Hermenpilaster auf, die hier wie dort die architrassförmige Gesimsung tragen.

Unsere Aufmerksamkeit verdient ferner ein besonders markantes Bauwerk, die von Lievens de Key 1602—03 erbaute Fleischhalle in Haarlem. Ein Werk, das einen weitreichenden Einfluß besaß und als der kraftvollste architektonische Ausdruck jener echt niederländischen Art anzusehen ist. — Abb. 12 —. Trotz der verschiedenartigen Flächenbehandlung, in Neisse Werkstein mit Polychrom behandelten Puzflächen; in Haarlem Backsteinrohbau mit der für die Niederlande charakteristischen Verwendung von Haustein für die Architekturteile, auch trotz des ganz anders gearteten plastischen Gefühls, des anderen Verhältnisses der Wandflächen zu den Öffnungen haben beide Werke doch mancherlei Analogien. Über dem konsolengeschmückten Hauptgesims, das in Haarlem nur an den Langseiten, in Neisse auch um den Siebel herum geführt ist, setzen an den Siebelseiten die viergeschossigen, steilen Hauptgiebel, an den Langseiten je drei Zwerghäuser auf. Beide besitzen durchweg gekuppelte Fenster mit gequadrerten Umrahmungen. Bei beidem sind in den Siebellächen die horizontalen Bindungen ohne Verkropfung durchgeführt. Auch die Ausbildung mancher Einzelformen, das Ausklingen der Siebelstaffeln zeigen starke Beziehungen.

Die ungemein glücklichen Gesamtverhältnisse, deren Wirkung ehemals durch die, leider in unserer Zeit schlecht wiederhergestellte, polychrome Ausschmückung noch gesteigert wurde, sowie die völlige Beherrschung aller architektonischen Ausdrucksmittel der Zeit machen das Rämmereigebäude zu einem der wertvollsten Baudenkmäler der deutschen Spätrenaissance. Einer Renaissance, die ganz anders geartet ist als die italienisch orientierten Werke eines Elias Holl in Augsburg oder eines Jakob Wolf in Nürnberg, aber anderen Gipfelleistungen deutscher Renaissance, wie dem Gewandhaus in Braunschweig, dem Stadtweinhaus in Münster i. W. sowie dem ehemaligen Lusthaus in Stuttgart geistig verwandt und ihnen in Bezug auf die künstlerische Qualität gleichstehend.

Soweit aus dem heutigen Stand der Baudenkmäler übersehen werden kann, haben sich die stark von italienischen Formvorstellungen beeinflussten Werke in Neisse nicht durchsetzen können, obwohl bedeutende Vorbilder nicht fernlagen. So der Schloßbau Herzog Georg II. in Brieg, zu dessen Durchführung dieser Fürst bekanntlich welsche

Werkleute in großer Anzahl herbeirief. Zahlreich sind ferner die italienischen Werke in den grenznachbarlichen Gebieten Böhmens und Mährens. Abgesehen von den italienischen Werken in Prag seien u. a. genannt die Freitreppe im Hof des alten Landhauses in Brünn und die sich über einer rampenförmigen Freitreppe erhebende Vorchalle am Rathaus zu Olmütz, ein Werk von geradezu klassischer Haltung im Geiste oberitalienischer Frührenaissance.

Lauben besitzt Neisse nur an dem Kämmereigebäude. Da sie in Schlessien wie im ganzen Osten stark verbreitet waren und in den Gebirgsstädten diesseits und jenseits der Grenze geradezu die Regel sind, ist die Annahme berechtigt, daß vor den großen Bränden zu der Zeit, als der Holzbau herrschte, auch Neisse Lauben besessen hat.⁸

Auch fehlen an den auf uns gekommenen Wandgemälden die Erker und Balkone. Diese in Deutschland allgemein verbreiteten, für die malerische Gruppierung so wirkungsvollen Bauteile scheinen in Schlessien wenig Anklang gefunden zu haben.⁹

Auch die Traufendächer, die wir von Görlitz her kennen und die vor allem in vielen Städten Obersachsens heimisch sind, kommen in Neisse nicht vor.

Die für die slavischen Länder charakteristische Sonderheit, die Bekrönung der Gebäude mit kleinen Giebelreihen und phantastischen Attikaaufbauten, welche die Dachwerke verdecken,¹⁰ finden wir nur an dem Breslauer Torturm mit seiner um die Wende des 16. Jahrhunderts entstandenen zinnenartigen Bekrönung der runden, zwischen den Giebelaufbauten angeordneten Ecktürmchen. Das Neisser Bürgerhaus der Renaissance bediente sich dieses Motivs, von dem andere Orte Schlesiens nicht unberührt geblieben sind, nicht.

Wie in dem gesamten Gebiet Schlesiens, so sind auch in Neisse starke Beziehungen zu Mitteldeutschland, besonders zu Sachsen, erkennbar. Gegen Ende des Jahrhunderts spielen die Niederländer nicht nur im germanischen Norden, sondern auch in Schlessien, besonders in Breslau, dann aber auch in Neisse eine Rolle.

Von den für die Entwicklung der neueren Kunstströmung bedeutungsvollen schlesischen Städten, wie Schweidnitz, Liegnitz, Görlitz und vor allem Breslau steht Neisse Breslau als dem kulturellen und wirtschaftlichen Mittelpunkt am nächsten. Die neuen Formen,

⁸ Siehe die Schrifttumangaben unter 2, ferner Lutsch, Denkmälerverzeichnis (IV, S. 109 Fußnote). Aug. Griesbach, Die alte deutsche Stadt in ihrer Stammeseigenart, S. 122 u. S. 133 ff.

⁹ Außer dem Gerichtslaubenerker und dem berühmten Balkon des Rathauses besitzt Görlitz an zwei Häusern des Untermarktes an der Apotheke und am Schönhof rechteckige, über Eck gestellte Erker. Diese Stadt hat aber eine ziemlich selbständige Entwicklung durchgemacht und ist mehr noch als das übrige Schlessien dem sächsisch-mitteldeutschen Kulturkreis zuzurechnen. Zwei Erker besitzt ferner ein Haus am Ring in Löwenberg. Runderker an den Gebäudeecken angeordnet, schmücken das Haus „Zum Wachtelkorb“ in Liegnitz und das Amtsgericht in Strehlen.

¹⁰ Als Beleg sei u. a. das ehemalige Haus „Zur Goldenen Krone“ in Breslau und das alte 1863 abgebrochene Rathaus in Leobschütz genannt. Ferner die zahlreichen Doppel- und Halbgiebel in Brieg. Auch gehört hierher der phantastische Zinnenkranz der kath. Pfarrkirche in Paschkau. - A. Haupt, Baukunst der Renaissance, S. 224 ff. - Aug. Griesbach, Die alte deutsche Stadt, S. 134.

besonders die der Giebelausbildung, haben in beiden Städten fast die gleiche Signatur und auch eine analoge Entwicklung durchgemacht.

Für das Neisse des Renaissancezeitalters ist mehr noch als anderswo das steile Giebelhaus und das lange Festhalten an der heimischen Tradition des ausgehenden Mittelalters charakteristisch. Der Giebel in der Brüderstraße mit seinen spitzbogigen Arkaden und auch die ganz ähnliche Durchbildung an den Giebeln in der Zollstraße mit ihrer an den mittelalterlichen Backsteinbau erinnernden Aufteilung ebenso wie die mit gestaffelten Zwerggiebeln ausgestalteten Giebelgruppen sind markante Belege hierfür. Alle diese Werke gehören den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, also einer Zeitepoche an, in der die deutsche Renaissance im allgemeinen bereits in ihre späteste Epoche eingetreten war.

Wie an den betreffenden Beispielen gezeigt, war die Anordnung der Doppelpilaster an den Neisser Renaissancegiebeln besonders stark verbreitet und hat eine bemerkenswerte Entwicklung von einer noch unsicheren und unbeholfenen Gestaltung an den stark mittelalterlich orientierten Werken bis zu seiner reifsten Vollendung am Räumereigebäude durchgemacht.

Spät und nur zögernd nehmen die Neisser Bürgerhäuser die Schmuckformen der Renaissance auf, behalten aber auch dann noch ihre eigene Note. Besonders hervorzuheben verdient es, daß Neisses baukünstlerische Kultur zur Zeit der Renaissance inmitten einer vorwiegend slavischen Umwelt und vor allem in Anbetracht der engen politischen und kulturellen Beziehungen zu den böhmisch-mährischen Nachbargebieten stets ihr reindeutsches Gepräge behalten hat.

Feldpost

In einer Truhe schließ
den Schlaf in die Vergangenheit
ein alter Feldpostbrief.

Die Mutter aber fand
nach vielen Kummerjahren noch
den Gruß aus Feindesland.
Die Greisin las und las
und wieder brach ihr alter Schmerz
aus bitterem Übermaß.

Sah ein zerfallenes Grab,
wohl namenlos – und ihre Hand
hing tief und weh herab
und hielt den letzten Brief,
aus dem von weitem noch einmal
die liebste Stimme rief . . .

Johann Peter Neck

Die deutsch-polnische Zusammenarbeit in der Vor- und Frühgeschichtsforschung und Prof. J. Kostrzewski

Von Bolko Fehr, von Richthofen, Königsberg

Die deutsch-polnische Zusammenarbeit in der Wissenschaft hatte in letzter Zeit einige recht erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. So stand z. B. die zwischenvolkliche Tagung der Bearbeiter der slawischen Sprachen und der slawischen Kulturgeschichte in Warschau im September 1934 (der sogen. 2. internationale Slawistenkongress) ganz unter diesem Zeichen. Leiter der Tagung war der inzwischen leider verstorbene, hochverdiente Altmeister der vergleichenden Sprachforschung Polens und Indogermanist an der Universität Krakau, Prof. Rozwadowski. Seinem verständnisvollen Entgegenkommen, sowie derselben Einstellung des Warschauer Geschichtsforschers Prof. Doroszewski und des Lemberger Rassenkundlers Prof. Gzkanowski verdanke ich es, daß in Warschau in dem amtlichen polnischen Bericht über die zur Tagung angemeldeten Vorträge u. a. in deutscher Sprache meine Mitteilung: Die Urheimat der Slawen in der Vorgeschichtsforschung erschien.¹ Der Inhalt und die dort nachgewiesenen Arbeiten zahlreicher anderer Verfasser aus den verschiedensten Ländern ergeben u. a., welche starken und entscheidenden Gründe gegen eine bis nach Ostdeutschland reichende Urheimat der Slawen sprechen.² Von polnischer Seite wurden dankenswerte Beiträge zu dieser Frage im Sinne der deutschen Ablehnung der irrigen Ansichten des bekannten Posener Vorgeschichtlers Prof. Kostrzewski z. B. durch seinen besonders verdienten Warschauer Fachgenossen Prof. Antoniowicz und den rührigen Krakauer Volkskundler Prof. Moyzyski beigebracht.³ Prof. Antoniowicz betonte seine seit Jahren rühmlichst bekannte sachliche Zusammenarbeit mit der deutschen Wissenschaft unlängst u. a. auch durch einen wertvollen Aufsatz in der Festschrift zum 70. Geburtstag des Altmeisters der schlesischen Vorgeschichtsforschung, Prof. H. Seger.³ Leider fehlt es aber noch nach

¹ II. Międzynarodowy zjazd slawistów (filologów słowiańskich) (Congrès internat. des slavistes); Księga referatów (Recueil des communications); Sekcja III, Kulturalno-społeczna (S. III, Sciences sociales et histoire de la civilisation); Warszawa-Warszawa-Varszowie, 1934.

² Vgl. dazu z. B. auch B. Fehr, von Richthofen: Ist Oberschlesien urpolnisches Land, in: „Der Oberschlesier“ 1926; derselbe: Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen? Danzig 1929, Heft 2 der Ostlandschriften des Ostlandinstitutes und „Zur Eröffnung des Oberschlesischen Landesmuseums in Beuthen“, in: „Der Oberschlesier“, Novemberheft 1932 (mit weiteren Schriftnachweisen).

³ Altischlesien Bd. 5, Breslau 1934. (Dieser Band enthält auch einen Aufsatz: Die Erdware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlesien. Die ostoberschlesischen Fundorte stehen dort vor den westoberschlesischen. Außer den deutschen sind auch ihre polnischen Namen angegeben. Durch ein reines Versehen steht aber über der Liste aller oberschlesischen Funde statt Oberschlesien „Provinz Oberschlesien“. Kostrzewski leitete daraus das Recht zu törichtem politischen Angriffen, zumal in Breslau die Fundorte ohne jede besondere Absicht in einem alten Kartenvordruck aus der Vorkriegszeit eingetragen wurden. Dabei weiß Kostrzewski, daß ich natürlich sonst auch Karten mit den jetzigen Grenzen bringe, z. B. durch die „Blätter für deutsche Vorgeschichte“.

wie vor jenseits der deutsch-polnischen Grenze nicht an politisch bedingten Unerefreulichkeiten auf dem Gebiet der Vorzeitkunde und ihrer volkstümlichen Auswertung. Führend ist dabei weiter Prof. Kostrzewski aus Posen. Dieser Richtung hat sich auch die Presse der polnischen Minderheit in Deutschland in den letzten Monaten weitgehend angeschlossen. So beschimpfte z. B. die polnische Zeitung „Narod“ aus Herne Nr. 228 vom 4. 10. 34, in gehässigster Weise sinnlos als polenfeindlich ein deutsches Bild des slawischen Alttopfeln auf Grund der Grabungen, das im Breslauer Museum und im obererschlesischen Landesmuseum hängt, sowie auch auf der großen Berliner Ostlandausstellung in Berlin 1934 gezeigt wurde. Gemalt ist es unter fachwissenschaftlicher Beratung durch den erfolgreichen Darsteller vor- und frühgeschichtlicher Kulturbilder, Kunstmalers Benthner aus Breslau. Ein Lichtbild davon wurde von Dr. Raschke u. a. auch in seinem auf Einladung von Konservator Dozent Dr. Zurowski in Krakau gehaltenem Vortrag über die Dppelner Grabungen gezeigt. Wie mir Dr. Raschke mitteilte, hat das Bild natürlich auch die Anerkennung polnischer Sachkenner gefunden. Die Zeitung „Narod“ aber beliebt, es als lächerlich, unwissenschaftlich und polenfeindlich zu beschimpfen. Statt der hohen altpolnischen Kultur sei eine Art Negerdorf gezeigt usw. Eine besondere Widerlegung solchen Unsinnus lohnt sich nicht.

Der Gipfel der deutschfeindlichen Ausfälle dieser unsachlichen Art war in letzter Zeit ein Auffaz im Nachrichtenblatt der polnischen vorgeschichtlichen Gesellschaft „Z otchłani wieków.“ Er trug die Überschrift: „Die hitlerische Geschichtsphilosophie und die vorgeschichtlichen Theorien Kossinnas“ und schließt sich z. T. an Entgleisungen des Posener Rassenkundlers Prof. Stojanowski an.⁴

Die weit verbreitete Zeitschrift „Z otchłani wieków“ handelt also scharf gegen den gemeinsamen Verständigungswillen der deutschen und der polnischen Staatsführung und zahlreiche polnische Zeitungen folgen ihr in gleichartig eingestellten Auffäzen Prof. Kostrzewskis und weiterer Verfasser mit der besonderen Unterstützung des baltischen Institutes in Thorn, des Westslawischen Institutes in Posen, des Schlesiischen Institutes in Kattowitz⁵ und anderer Stellen. „Z otchłani wieków“ ist auch das amtliche Mitteilungsblatt des „Prähistorischen Institutes“ der Universität Posen und des Großpolnischen Museums in Posen. Ich habe den oben erwähnten üblen Auffaz eines Ungenannten aus dieser Zeitschrift und noch mehr Ausfälle ähnlicher Art an anderer Stelle gebührend gekennzeichnet und widerlegt.⁶ Es genügt daher hier, darauf zu verweisen. Dagegen sei der letzte und erst nachher erschienene Angriff Prof. Kostrzewskis etwas näher berücksichtigt. Nach dem Vorbild der Dppelner Nowiny Codzienne Nr. 70

⁴ Vgl. gegen diese und zu Stojanowskis polnischem Buch „Rassentum gegen Slaventum“, J. Schwidersky, Rassenfragen zwischen dem Deutschen Reich und Polen, in: Volk und Reich, Heft 10, 1934.

⁵ Dieses verschickt solche Entgleisungen u. a. durch seine Rundsendungen ständig zum Abdruck an die ganze polnische Presse Polens und anderer Länder!

⁶ Vgl. z. B. B. Frhr. von Riehtshofen, Zur deutsch-polnischen Zusammenarbeit in der Vorgeschichtsforschung, in: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Jahrg. 1935, Heft 1, sowie derselbe: Prof. Kostrzewski sieht Gespenster, in „Ostdeutsche Morgenpost“ vom 27. 1. 1935.

vom 24. 3. 1935 veröffentlichte die ganze Presse der polnischen Minderheit in Deutschland einen Aufsatz Kostrzewskis mit der Überschrift: „Herrn von Richthofen ins Stammbuch“. Es wäre eigentlich sehr lehrreich, folgendes festzustellen: Was würde wohl Professor Kostrzewski unternehmen, wenn etwa die Zeitungen der deutschen Minderheit in Polen ähnlich unsachliche Ausfälle mit umgekehrten Vorzeichen brächten? Selbstverständlich kommt dies aber gar nicht in Betracht und widerspräche auch den deutschen Absichten und deutscher Art. Kostrzewski sagt u. a.: „Herr von Richthofen begnügt sich nicht damit, meine wissenschaftlichen Thesen anzugreifen, sondern er greift mich auch persönlich an, befaßt sich mit meinen politischen Anschauungen und versteigt sich bis zur der Anklage, daß ich der gegenwärtigen deutsch-polnischen Verständigungspolitik entgegenarbeite!“ Also Kostrzewskis Eintreten für die in der Ostdeutschen Morgenpost vom 16. 12. 1934 und 27. 1. 1935 und in Nr. 1 des Nachrichtenblattes für deutsche Vorzeit 1935 bereits gekennzeichneten unerhörten Ausfälle in „Z otchliny wieków“ verstößt nicht gegen die deutsch-polnische Verständigung?? Und Kostrzewskis sonstige krasse Entgleisungen der letzten Zeit, z. B. sein völlig aus der Luft gegriffener Vorwurf im Kalender der größten polnischen Zeitung, des „Ilustrowany Kuryer Codzienny“ aus Krakau für 1935 ebenfalls nicht?? Die Fragen stellen heißt, sie beantworten, freilich *n i c h t* im Sinne Kostrzewskis! Sein Kalenderaufsatz „Die Urheimat der Slawen“ schließt mit den Worten: „In der Zeit des verstärkten Druckes der Deutschen auf die polnischen Lande, wo die Beweisgründe für die deutsche „Revindikation“ zu einem bedeutenden Teil aus der Vorgeschichte geschöpft werden, ist es die Pflicht jedes Bürgers des Landes, nach seinen Kräften am Werk des Schutzes und der Erforschung der vorgeschichtlichen Denkmäler mitzuarbeiten, nicht nur im Interesse der Entwicklung des von der Vorgeschichte gebildeten Zweiges der Wissenschaft, sondern gerade zur Erleichterung der Abwehr gegen die tendenziösen Feststellungen der feindlichen Propaganda.“

Sollte Herrn Kostrzewski wirklich die folgende Tatsache noch ganz unbekannt sein?! Das deutsche Auswärtige Amt erhob wegen dieser Entgleisungen Kostrzewskis und des von uns im letzten Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit und in der Ostdeutschen Morgenpost behandelten Aufsatzes aus „Z otchliny wieków“ auf Grund des deutsch-polnischen Presseabkommens Einspruch bei dem Herrn Botschafter der Republik Polen in Berlin! Nennt Professor Kostrzewski auch das „verstiegen“? Besonders ergrimmt ist Prof. Kostrzewski auch über eine kurze Nachricht der Ostdeutschen Morgenpost vom 3. März 1935. In dieser wurde durch mich erwiesen, welche Erfahrungen Professor Kozłowski, damals noch polnischer Ministerpräsident, mit Prof. Kostrzewskis Unsachlichkeit in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen machte. Prof. Kozłowski schrieb z. B. 1927 in der Lemberger wissenschaftlichen Zeitschrift und in einem polnischen Fehdeaufsatz gegen Kostrzewski: „Einige Fragen der jüngeren Steinzeit in Polen“, am Schluß: „Auf die Spöttereien Kostrzewskis und die bössartigen Beleidigungen antworte ich nicht und werde ich in Zukunft nicht antworten.“ Kostrzewski liebt starke

Worte. So nennt er es ein sehr durchsichtiges, aber nicht sehr anständiges Spiel, daß ich auf diese Tatsachen Bezug nehme und selbstverständlich Prof. Kozłowski's große Verdienste anerkenne, obwohl auch Kozłowski die Lausitzer Kultur für slawisch hält!* Der Bericht in der Ostdeutschen Morgenpost soll eine ausdrückliche Irreführung der Leser sein, weil das Jahr der Angriffe Kozłowski's auf Kostrzewski im „Lud“ nicht angegeben ist, und die Überschrift Kozłowski als Ministerpräsident nennt. Kostrzewski unterschätzt die Urteilsfähigkeit deutscher Leser! Daß Kozłowski's von mir in der Morgenpost genau genannter Aufsatz über Steinzeitfragen nicht aus der Zeit seiner ungeheuren Arbeitsüberlastung als polnischer Ministerpräsident stammt, ist selbstverständlich. Im übrigen weiß ich aus ungedruckten Äußerungen Prof. Kozłowski's zu anderen aus seiner Ministerzeit, daß er selbstverständlich seine Ansichten über Prof. Kostrzewski nicht geändert hat. Unsere gemeinsame Ablehnung der unsachlichen Kampfesweise Prof. Kostrzewski's haben Prof. Kozłowski und ich auch 1930 in Riga auf der dortigen Vorgesichtertagung besprochen. Prof. Kostrzewski wurde darauf schon neulich in einem ihm bekannten Aufsatz in der Ostdeutschen Morgenpost hingewiesen. Meine Stellung zu Prof. Kozłowski's Ansichten über die Lausitzer Kultur ist von alledem ganz unabhängig und rein sachlich. Das ergab schon meine Arbeit: „Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen? Prof. Kozłowski hat ja, wie ich bereits dort unterstrich, natürlich n i e m a l s seine wissenschaftlichen Arbeiten mit politischen Entgleisungen gegen Deutschland und die deutsche Forschung belastet! Nur der unsachliche, politische Kampf Kostrzewski's und seiner Anhänger im wissenschaftlichen Gewande, zwingt uns bei der Bedeutung dieser Richtung in Polen immer wieder zu einer besonders scharfen Form der Abwehr. Kostrzewski sieht in dieser Form angeblich unsere Angst vor dem Sieg seiner eigenen irrigen wissenschaftlichen Meinungen auch außerhalb von Polen. Eine besondere Widerlegung der fraglichen Sätze Kostrzewski's lohnt sich nicht. Ebenso wenig lohnt sich eine Widerlegung seiner in unserem nächsten Abschnitt wiedergegebenen Worte. Ihr Schluß wird ihm gewiß bei allen Sachkennern unbeabsichtigt und auf seine Kosten einen großen Heiterkeitserfolg eintragen! Prof. Kostrzewski schreibt u. a.: „Mag er (Richthofen) weiter gegen mich kämpfen. Mag er weiter billigen Ruhm auf Kosten der Wahrheit und Anständigkeit ernten! Wenn er aber öffentlich gegen mich kämpft, so möge er dabei nicht vergessen, falls er an Gott glaubt, ihm auf den Knien dafür zu danken, daß er mich erschaffen hat, denn ohne mich hätte Herr von Richthofen nicht nur nicht eine so fabelhafte Karriere gemacht, sondern er würde geradezu das Hauptziel seines Lebens verlieren, das für ihn der Kampf gegen mich und meine Thesen ist.“

Nur zwei Stellen von Kostrzewski's neuen Entgleisungen seien hier noch kurz berührt. Er beruft sich u. a. erneut auf seine von deutscher Seite längst endgültig gerichtete⁷

* Im Kurjer Poznanski vom 3. 5. 1935 beliebt Prof. Kostrzewski mir in diesem Zusammenhang vorzuwerfen, daß ich ihn bei der polnischen Regierung verläumdet hätte.

⁷ Vgl. B. v. Richthofen, Zum Stand der Vor- und Frühgeschichtsforschung in Lettland, Aus: Archiv für Anthropologie, N. F. Bd. 22, Heft 3, 1930. - E. Peterfen, in: Volk und Rasse, Bd.

scharf deutsch-feindliche politische Kampfschrift „Vorgeschichtsforschung und Politik“ aus dem Jahre 1929. So sagt er u. a.: „In meiner Broschüre „Vorgeschichtsforschung und Politik“ führte ich einige weitere Tatsachen an, die auf die Auffassung Herrn von Richthofens von der Ehre ein eigenartiges Licht werfen, z. B. seine herzliche Einladung an meine Assistentin zu prähistorischen Forschungen in Schlesien, die genau an demselben Tage abgefaßt wurde, an dem er ihr seine Broschüre sandte, in der er ihr bewußte Lüge vorwirft! Bei solchen Methoden und solchen Unterschieden der Ehrbegriffe mußte ich natürlich von vornherein auf alle Verständigungsmöglichkeiten mit Herrn von Richthofen verzichten.“

Meine seinerzeit notwendigen Ausführungen gegen Fräulein Dr. Karpinska waren schon einige Monate vor dem Erscheinen gedruckt. Inzwischen hatte ich guten Grund zu der Annahme, daß ein Besuch von Dr. A. Karpinska in Oberschlesien für die deutsch-polnische Zusammenarbeit in der Vorgeschichtsforschung von Wert sein würde und Frä. Dr. Karpinska die Unsachlichkeit ihrer scharf zu rügenden Ausfälle selbst bedauerte. Wir standen schon vorher erneut in persönlichem Schriftwechsel. Die amtliche Einladung von Frä. Dr. Karpinska durch mich war darin vereinbart worden. Wie üblich zerfließen also auch hier Prof. Kostrzewskis unsachliche Beschimpfungen in nichts, wenn man die Sachlage genau kennt. Recht bezeichnend ist aber, daß der so deutschfeindliche Prof. Kostrzewski sich jetzt in seinem unsachlichen Kampf auch auf Prof. Hermann Wirth beruft. Das Feststellen einer teilweisen Gesinnungsgemeinschaft zwischen Wirth und Kostrzewski durch diesen kann nicht überraschen. Beide verfügen in ihrer Fehde gegen deutsche Vorgeschichtler über ein durchaus ähnliches Maß von Unsachlichkeit. Ferner ist ja bekannt, daß auch Prof. Wirth auf Grund der Ura-Linda-Chronik genannten Fälschung Slawen schon in der Vorgeschichte des deutschen Ostens eine Rolle spielen läßt.⁸ Kostrzewski erwähnt ausdrücklich zustimmend Wirths Ausfälle gegen mich im 62. Band der Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, obwohl sie bereits ebendort endgültig widerlegt sind. Wir bezweifeln allerdings, daß Prof. Kostrzewski seinem eigenen wissenschaftlichen Ansehen und der Wertschätzung Prof. Wirths bei dessen Anhängern durch das Herausstellen einer Einheitsfront Kostrzewski-Wirth einen Dienst erwiesen hat.

Zusammenfassend gesagt: Wer den Stil Kostrzewski liebt, könnte zu der ganzen Art seiner neuen Verteidigung gut bemerken: Ein sehr durchsichtiges, aber nicht sehr anständiges Spiel! Wir begnügen uns jedoch, die Tatsachen für sich sprechen zu lassen. Herr Prof. Antoniewicz aus Warschau hatte völlig recht, als er mich brieflich nach dem Erscheinen meiner Arbeit: „Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen?“ freundlichst darauf hinwies, daß wohl alle meine Versuche, das Politiktreiben der Kostrzewskischen Art aus der Wissenschaft auszumergen, leider vorläufig vergebens

1930, Heft 1. - B. von Richthofen, in: Die Provinz Oberschlesien, Bd. 1929. - Derselbe, in: Danziger Blätter für deutsche Vorgeschichte, Heft 7, S. 19 und 45, Leipzig 1930.

⁸ Vgl. z. B. R. Lactenberg, in: „Der Oberschlesier“ 1934, S. 114-115.

bleiben dürften. Das darf uns aber nicht hindern, von Zeit zu Zeit wieder auf Kostrzewskis Ausfälle hinzuweisen, zumal sie der deutsch-polnischen Zusammenarbeit schaden.

Nachtrag! Während des Druckes der obigen Zeilen erschienen am 3. 5. 1935 in dem Posener führenden nationaldemokratischen Blatte „Kurjer Poznanski“ neue unsachliche Ausfälle Prof. Kostrzewskis. Sein Aufsatz trägt übersezt die Überschrift „Baron Bolko von Richthofen als Apostel der deutsch-polnischen Verständigung“. Dieselben Gedankengänge enthält bedauerlicherweise ein ganz im Stile Kostrzewskis, aber ohne Angabe des Verfassers erschienener Bericht in der größten polnischen Zeitung, dem sonst auf dem Boden der polnischen Regierungspolitik stehenden „Ilustrowany Kurjer Codzienny“ aus Krakau, Nr. 124 vom 6. 5. 1935. Dieser Aufsatz trägt übersezt die Überschrift „Polen feindliche Entgleisungen in der deutschen Wissenschaft“. Die meisten Sätze dieser beiden Mitteilungen aus der polnischen Presse enthalten gegenüber den bisherigen Ausfällen Kostrzewskis nichts Neues und verlohnen schon daher keine besondere Widerlegung. Herausgegriffen seien nur zwei Einzelheiten: Kostrzewski und seine Anhänger erheben jetzt nicht nur auf Grund meines oben, Anm. 3, erwähnten Aufsatzes den unberechtigten Vorwurf, daß ich die polnischen Grenzen nicht anerkannte, sondern auch wegen meines Beitrages „Vorgeschichte der Menschheit“ in Anairs neuer Weltgeschichte, und zwar, weil ich dort die uralten kultur- und siedlungsgeschichtlichen Verbindungen Ostgaliziens und Wolhyniens mit der Ukraine erwähnt habe. Es ist nichts als Kostrzewskis übliche Unsachlichkeit, in dem Anführen der betreffenden wissenschaftlichen Tatsachen politische Angriffsabsichten auf die Grenzen Polens zu sehen. Im „Ilustrowany Kurjer Codzienny“ vom 6. 5. 1935 heißt es u. a.: „Herr Richthofen beschränkt sich nicht auf eine rein wissenschaftliche Polemik, sondern greift, wie aus den oben angeführten Abschnitten zu ersehen ist, die politischen Ansichten von Prof. Kostrzewski an und versteigt sich sogar dahin, ihn zu beschuldigen, daß er der augenblicklichen Politik der deutsch-polnischen Verständigung entgegenarbeite“. Wir möchten dazu die Schriftleitung dieser Zeitung fragen, ob Kostrzewskis Bericht vom 3. 5. 1935 in dem führenden Posener Blatte der polnischen Hauptgegner der Warschauer Regierungspolitik u. a. durch folgende Zeilen im Sinne der deutsch-polnischen Annäherung geschrieben ist: „Zum Glück gibt es bei uns noch Leute, die aus der Vergangenheit nichts vergessen, sondern viel aus den geschichtlichen Erfahrungen lernten. Sie erinnern sich vorzüglich daran, daß die Versuche einer polnischen Zusammenarbeit mit den Deutschen für Polen sehr unglücklich endeten und einer von ihnen, der die Form des polnisch-preussischen Bündnisses im Jahre 1790 annahm, endete sogar geradezu im Zusammenbruch des polnischen Staates, denn 3 Jahre nach dem Abschluß des Bundes mit den Preußen folgte die 2. und kurz darauf die 3. Teilung Polens unter dem herzlichen Beginn unseres preussischen Verbündeten. Und grade deshalb, weil wir nichts vergaßen, stehen wir den neuen deutschen Liebaügeleien mit größtem Mißtrauen gegenüber.“ Ist es wirklich verstiegen, um Kostrzewskis eigenes Wort aus der Presse der polnischen Minderheit in Deutschland zu gebrauchen, wenn wir uns im Gegensatz zum Krakauer Illustrierten Kurier für berechtigt halten, diese Einstellung Kostrzewskis als unfreundlich gegenüber der deutsch-polnischen Annäherung einzuschätzen?

Das älteste Sagen- und Legendenbuch Oberschlesiens Bruder Pilgrim von Ratibor

Von Dr. Joseph Klapper

Schluß

B u ß e. Der heilige Patrik bat Gott um ein Zeichen, das die Menschen in heilsamen Schrecken setzen könnte. Da bildete sich ein tiefer Brunnenschacht, und der Heilige erfuhr in einem Gesichte, daß hier der Eingang zum Reinigungsorte sei. Wer diesen Ort durchschreite, brauche keine andere Strafe mehr zu fürchten. Viele gingen hinein, keiner kehrte wieder. Nun war einst ein Magister Nikolaus. Er stammte aus vornehmem Geschlechte. Der hatte viel gesündigt und kam und wollte in dem Brunnen büßen. Da fand er zuerst einen Betraum, der war voll von weißgekleideten Mönchen. Die rieten ihm: „Bleibe standhaft. Wir haben lange und viel zu leiden gehabt. Das ist auch dir bestimmt. Wenn du verzagst, dann rufe laut: „Herr Jesus Christ, erbarme dich meiner!“ Dann ging er weiter. Da stürzten ihm die Teufel wie wilde Tiere entgegen. Der Schrecken bannte ihn. Aber er rief: „Herr Jesus Christ, hilf mir!“ So entging er der Not. Er kam zu einem Feuer. Die Teufel ergrieffen ihn und warfen ihn hinein. Da rief er wieder zu Christus, und er ward gerettet. So ging es von Qual zu Qual. Aber zuletzt trat er in eine schöne Au, da wuchsen Blumen aller Art, die dufteten wunderbar. Dort standen zwei schöne Jünglinge in weißen Gewändern. Die führten ihn zu einer herrlichen Stadt. Ihre Mauern waren aus Edelsteinen. Das war das Paradies. Dann aber mußte er in die Welt zurückkehren. Er lebte noch dreißig Jahre. Und dann ging er im Namen Christi in den Himmel ein. — Ein heiliger Abt lag im Sterben. Sein Gesicht strahlte wie die Sonne. Er sprach: „Brüder, tröstet euch, die Engel sind gekommen und wollen meine Seele mit sich führen. Aber ich bete, daß mir noch eine kurze Weile bleibt, denn ich will Buße tun.“ Die Brüder sprachen: „Das hast du doch nicht nötig.“ Er aber entgegnete: „Wahrlich, bisher kann ich noch nicht einmal in mir einen Anfang der Buße finden.“ So erkannten sie, daß er vollkommen war in der Furcht Gottes.

D e r T o d. Ein Jüngling war gestorben und erwachte noch einmal zum Leben. Er ließ seinen Herrn rufen und sprach: „Ich bin im Himmel gewesen. Dort habe ich erfahren, welche Menschen in unserem Hause zuerst sterben sollen.“ Er nannte ihre Namen. „Du aber,“ fuhr er fort, „brauchst nichts zu fürchten. Du wirst noch lange nicht sterben. Du glaubst vielleicht nicht, daß ich im Himmel war. So höre: Ich verstehe von nun an alle Sprachen. Daß ich bisher nicht Griechisch verstand, weißt du. Jetzt verstehe ich diese Sprache auch.“ Sein Herr redete mit ihm griechisch, und er konnte ihm Antwort geben. So war es auch mit anderen Sprachen. Drei Tage später starb er wieder. Wie er vorausgesagt, starben die Hausgenossen zu der bestimmten Zeit. — Es ist gut, wenn man an seinen Tod denkt. Ein Ritter hatte sich von einem Meister auf jeder Seite seines Lagers eine Figur anbringen lassen, die mit

Schnüren an der Lagerstatt befestigt war. Wenn er sich nach der rechten Seite wandte, zog die eine Schnur an, und die eine Figur rief: Tod! Wandte er sich nach der linken Seite, dann rief das andere Bild: Hölle! – Ein Königssohn studierte in Paris, und sein Lehrer hatte ihn begleitet. Der Prinz erkrankte schwer, und der Lehrer holte einen Predigerbruder, der seine Beichte hörte. Dann sprach der Mönch zu dem Lehrer: „Gott lohne dir, daß du den Jüngling in seiner Herzensreinheit bewahrt hast. Wir dürfen hoffen, daß er zum ewigen Leben eingeht.“ Der Prinz starb, und der Lehrer betete zu Gott, daß er ihm den Zustand seines Schülers offenbare; denn er hatte ihn über alles lieb gehabt. Da erschien ihm der Tote jammernd und weinend und fragte: „Lieber Meister, was willst du von mir? Ich bin in Ewigkeit verdammt.“ Der Lehrer sprach: „Dein Beichtvater hatte aber alle Hoffnung, daß du selig würdest.“ Der Tote entgegnete: „Ich bin nicht in dem Zustande gestorben, in dem mich der Bruder verließ. Der Teufel gab mir böse Gedanken ein. Ich dachte: O lieber Gott, dir sei's geklagt, daß ich sterben muß und das Land meines Vaters hinter mir lasse. Ich bin der einzige Erbe. So klagte ich über irdischen Verlust und dachte nicht mehr an das Himmelreich. Weil so mein Sinn nach irdischem Gute stand, bin ich verdammt. Ein Mensch darf seines Lohnes erst sicher sein, wenn er im Himmel ist.“ Mit diesen Worten verschwand der Unselige. Sein Lehrer aber nahm es sich zu Herzen und trat in den Predigerorden ein. Er ist einen guten Tod gestorben. – König Konrad von England hatte einen Ritter, der ihm sehr lieb war. Aber das war ein gar weltlicher Geselle. Der König mahnte ihn immer wieder: „Bekehre dich zu Gott.“ Er aber sagte nur: „Das kommt noch zurecht, wenn ich alt und krank bin.“ Der König warnte: „Glaubst du, daß Gott dann einem Verblendeten dazu noch Zeit läßt?“ Der Ritter spottete: „Das hoff ich doch.“ Es kam der Tag, wo er krank wurde. Der König warnte wieder; doch er weigerte sich. „Ich werde mich erst bekehren, wenn ich gesund bin; man sagt mir sonst nach, ich hätte es in der Todesangst getan.“ Der König fragte: „Wenn dir aber Gott die Zeit nicht schenkt und du nicht gesund wirst? Was dann?“ Und er ging traurig weg. Da kamen zwei Engel, die breiteten vor ihm ein Pergament aus, darauf standen ein paar gute Taten, die er getan hatte. Dann kamen eine Menge Teufel. Von denen sprach der eine zu den Engeln: „An dem Menschen hier gehört euch nichts.“ Da gingen die Engel traurig davon. Die Teufel aber schlugen ein großes Schuldbuch auf; darin standen alle bösen Taten, die er getan hatte. Dann fragte der oberste Teufel die anderen nach dem Urtheile. Sie antworteten: „Das steht in deiner Hand.“ Da befahl er einem seiner Gefellen: „Stoß ihm ein glühendes Eisen vom Kopfe her ins Herz. Ein anderer soll das gleiche von der Fußsohle her tun.“ Indem kam der König zurück und ermahnte ihn von neuem. Doch der Ritter sprach: „Nun kommst du zu spät, lieber Herr. Schon ist das Gericht über mich gekommen und mir verkündet. Ich bin geblendet gewesen durch die Reichtümer, Lüste und Ehren an Eurem Hofe. Ich hoffte, das müsse ewig so bleiben.“ Das waren seine letzten Worte, ehe er den Geist aufgab. – Der heilige Nikolaus war

alt geworden. Als er fühlte, daß ihm der Tod nahte, betete er den Psalm: „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft.“ Bei dem Verse: „In deine Hände empfehl ich meinen Geist“ entschlummerte er selig. — Ein Räuber kam zu einem Einsiedler und bat: „Nimm mich auf; ich will hier meine Sünden büßen.“ Das tat der Einsiedler wohl, aber in seinem Herzen verachtete er ihn. Wie nun der Räuber seine Zelle bauen will, bricht ein Baumstamm, den er angehauen hat, um und erschlägt ihn. Der Einsiedler sieht, wie die Engel niedersteigen und seine Seele zum Himmel tragen. O Wunder der Erbarmung Gottes! Noch hatte der Räuber nichts Gutes tun können, und doch dienten ihm die Engel schon im Tode.

G o t t e s G e r i c h t. Der Abt Silvanus saß einst mit seinen Brüdern auf einer Bergspitze. Da warf er sich plötzlich auf sein Angesicht, und als er sich wieder erhob, vergoß er Tränen. „Warum weinst du, Vater?“ fragten die Brüder. Er aber schwieg und weinte weiter. Zuletzt sprach er erschüttert: „Ich war entrückt und sah die Gerichte Gottes. Dort waren viele, die trugen unser Ordenskleid, die mußten zur Hölle hinab; und gar viele Weltleute gingen in den Himmel ein.“ — Zwei Mönche redeten oft vom ewigen Leben. Sie gelobten sich, wer zuerst sterbe, der solle dem anderen erscheinen und ihm seinen Zustand im Jenseits offenbaren. Der eine starb. Der andere trauerte um ihn. Und der Verstorbene erschien ihm. Er glänzte mehr als die Sonne und grüßte ihn freundlich. Der Bruder fragte: „Wie geht es dir?“ Und der Tote antwortete: „Was Menschenaugen nicht gesehen und Ohren nicht gehört haben, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben.“ — Ein Mönch erschien nach seinem Tode seinem Abte und kündete ihm, daß er im Himmel sei. Der Abt fragte: „Wie geht es unserem verstorbenen Prior?“ Der Mönch antwortete: „Seine Seele flammte zum Himmel empor, wie ein Blitz aufleuchtet.“ — Ein alter Mönch, der ein Prediger gewesen war, hatte einen jungen Gefährten. Als der Alte starb, betete der junge Bruder, daß ihm Gott den Zustand seines Gefährten offenbare. Da erschien der Tote in einem schönen Kleide. Die Brust war mit Kleinoden geziert, davon war eins schöner und größer als die anderen. „Was sollen diese Kleinode bedeuten?“ fragte der Bruder. „Das ist der Lohn,“ sprach der Verstorbene, „den mir Christus für die vielen Sünden verliehen hat, die ich durch meine Predigt bekehrte. Das große Kleinod ist der Dank dafür, daß ich einen Menschen aus einem ganz schweren Sündenleben errettet habe.“

H ö l l e. Ein frommer Mensch wollte die Erbschaft nicht übernehmen, die sein Vater und sein Bruder durch Unrecht aufgehäuft hatten. Er floh in die Einsamkeit und lebte als Einsiedler. Einst betete er um eine Offenbarung, wie es den beiden im Jenseits ergehe. Da ward er in die Hölle entrückt; aber dort suchte er vergeblich nach ihnen. Zuletzt sah er sie aus einem Brunnen in eine Feuerlobe gehüllt emportauchen. Sie zerfleischten sich gegenseitig mit den Zähnen. Der Vater fluchte seinem Sohne: „Verwünscht sollst du sein. Deinetwegen ward ich zum Wucherer.“ Der Sohn erwiderte: „Verflucht seist du! Nie hätte ich ungerechtes Gut besessen, wenn du es nicht angehäuft hättest.“ — Ein Heiliger sah in der Entrückung in der Hölle einen Ritter,

der brannte über und über. Er saß auf einem feurigen Rosse und trug einen Falken auf der Faust. Das Pferd war der Teufel; der trug den Ritter ins Höllenfeuer, weil er im Leben so stolz auf seine Reitkunst gewesen war. Und weil er sich so gern mit Falken beschäftigt hatte, mußte ihn ein Falke peinigen. Denn der Vogel war auch ein Teufel. Der Falke hackte ihn beständig in die Hand. Das schmerzte mehr, als wenn einem lebenden Menschen das Herz herausgerissen würde. Der Heilige sah auch Verdammte, die genötigt wurden, mit den Teufeln Würfel und Schach zu spielen, weil sie das im Leben mit Leidenschaft getan hatten. — Ein Fürst wollte trotz der Mahnungen seiner Gemahlin nicht zur Beichte gehen, weil er Angst hatte, er könnte eine zu schwere Buße auferlegt erhalten. Die Fürstin sprach: „Dann wirst du einmal in der Hölle Peinen dulden müssen, die noch fürchterlicher sind als alle Peinen dieser Welt.“ „Wie kannst du an die Hölle glauben?“ erwiderte er; „die Predigermönche erfinden solche Märchen, weil wir Furcht vor ihnen haben sollen.“ Die Fürstin sah, daß sie nichts anrichtete, und ließ ihn in Ruhe. Einmal aber, als er im Bette lag, kamen die Teufel und holten ihn in die Hölle. Die Fürstin, die eine heiligmäßige Frau war, sah das im Traume. Und sie betete, daß ihr Gott offenbare, wie es dem Fürsten ergehe. Als sie am Morgen erwachte, fand sie ihn tot; sein Leib war schwarz wie ein Brandscheit. In seiner Hand stand geschrieben: „Nun weiß ich, daß es eine Hölle gibt. Die Angst vor der Buße hat mich in die ewige Pein gebracht.“ — Eine arme Witwe besaß eine einzige Kuh, die mußte auch Nahrung für die Kinder geben. Ein hartherziger Mann aber ließ ihr die Kuh wegführen, da mußte ihr kein Weinen und Klagen. Der Mann sprach höhniisch: „Nehme ich sie nicht, dann nimmst sie ein anderer.“ Der Mann starb noch in dem gleichen Jahre. In der Hölle wurde er selber in eine Kuh verwandelt. Und ein Teufel, der auch die Gestalt einer Kuh hatte, setzte ihm besonders zu und ruhte auch dann nicht, wenn die anderen Teufel vom Peinigen abließen. Der Verdammte fragte ihn: „Du plagst mich schlimmer als die anderen. Warum tust du das?“ Da höhnte der Peiniger: „Tu ich es nicht, dann tut es ein anderer.“ Man erzählt die Geschichte auch von einem Manne, der einer Witwe ihr Umschlagtuch wegnahm. — Eine Nonne konnte ihre Zunge nicht hüten. Sonst war sie ein Vorbild der Vollkommenheit. Ihr Beichtvater warnte sie vergeblich: „Nimm deine Zunge in Acht!“ Als sie starb, hielten sie alle für eine Heilige, und man bestattete sie vor dem Altare in der Kirche. In jenem Tage war der Kirchenwächter noch um Mitternacht vor dem Altare und betete. Da sah er etwas Schreckliches. Die Teufel kamen, machten das Grab wieder auf, holten die Tote heraus, und einer brachte eine glühende Zange. Er riß ihr die Zunge heraus und verbrannte sie vor dem Altare. Dann war die Erscheinung verschwunden. Doch am Morgen fand man die Asche an jener Stelle. — Ein Ritter wollte nie zur Kirche gehn. Zur Zeit der Messe stieg er aufs Pferd und ritt auf seine Landgüter. Sein frommes Weib bat ihn vergeblich: „Wenn du doch wenigstens an den hohen Festen zur Kirche kommen und die Ermahnungen der Predigt hören wolltest!“ Als es wieder einmal zur Kirche läutete

und er auf seinem Pferde dahintritt, kam ihm der Teufel entgegen und hielt ihn an: „Steige ab, mein Freund, und komm mit mir in meine Messe.“ Er schleppt ihn zu einem Schachte, der ein versiegelter Brunnen war, und stürzt ihn hinein. Da konnte er von nun an die Teufelsmesse hören, in der die Verdammten singen: „Wehe, wehe, wehe, daß wir nie sterben können!“

Paradies. Ein Einsiedler sah die Seelen vieler Menschen so, wie sie im Jenseits weilten. Da saß ein Mann an einem Tische, auf dem standen Speisen aller Art. Ein wenig abseits stand ein anderer Tisch, der war leer. Der Einsiedler erfuhr auch von dem Manne, was das bedeutete: „Der erste Tisch,“ so sprach der Mann, „trägt alles, was ich im Leben aus Barmherzigkeit Gutes getan habe. Den zweiten Tisch habe ich mir auch zu Lebzeiten gedeckt. Das heißt, ich habe meinem Weibe und den Kindern zur Pflicht gemacht, mir nach meinem Tode mit guten Werken zu Hilfe zu kommen. Aber du siehst, der Tisch steht leer; von den Meinen denkt niemand mehr an mich.“ So behält der Weise Recht mit seinem Spruche: „Nur der Mensch wird den Himmel haben, der ihn verdient durch milde Gaben.“ – Gott hatte an Enoch solches Gefallen, daß er ihn mit Leib und Seele ins irdische Paradies aufzunehmen beschloß. Enoch wanderte lange über die Erde, aber er konnte das Paradies nicht finden. Da sandte der Herr zwei Engel, die trugen ihn an jenen Ort der Freuden. Auch Elias fand Gnade vor dem Herrn. Auch er konnte das Paradies aus eigener Kraft nicht finden. Und der Herr sandte einen feurigen Wagen mit feurigen Rössen und entführte ihn an jene Stätte. – Ein Mönch bat den Herrn, daß er ihm die kleinste Freude des Paradieses zeige. Da begann ein Vöglein so wundervoll zu singen, daß ihn die Lust ankam, das Vöglein zu fangen. Das flog hin zum Walde, und er folgte ihm. Dort setzte es sich auf einen Baum, und er stand darunter und lauschte. Zuletzt flog das Vöglein weg. Der Mönch eilte nun zurück zum Kloster. Da fand er alles verändert. Er hatte Mühe, daß man ihn zur Pforte einließ. Die Mönche blickten ihn alle verwundert an, denn niemand kannte ihn. Der Abt fragte: „Wie hieß denn dein Abt, als du aus dem Kloster gingst?“ Er nannte den Namen. Man brachte die Chronik herbei und fand, daß er 360 Jahre im Walde geweilt hatte. Er aber sprach: „Nur eine Stunde lang bin ich im Walde gewesen. Ich konnte mich nicht von dem Vöglein trennen, das so süße Weisen sang. Das hatte der Herr aus seinem Paradiese zu mir geschickt.“

Arme Seelen. Ein Geistlicher ging nach der Messe über den Friedhof und betete für die Verstorbenen das Vaterunser. Er kam zu der Bitte: Und führe uns nicht in Versuchung. Die Kleriker, die ihn begleiteten, schlossen mit der Bitte: Sondern erlöse uns vom Übel. Da erscholl aus dem Munde aller Toten, die dort ruhten, ein lautes: Amen. – Ein Kaufmann hatte eine Tochter, die Irene hieß. Ein anderer Kaufmann hatte bei dieser Jungfrau einen Schatz zum Aufbewahren hinterlegt, und sie hatte den Schatz an einem verborgenen Orte eingegraben lassen. Da starb sie unerwartet. Nach langer Zeit kam der Besitzer zurück und forderte sein Gut vom Vater der

Verstorbenen. Doch der kannte den Ort nicht, und der Mann, dem der Schatz gehörte, weinte sehr. Sie traten miteinander zum Grabe, und der Vater fragte die tote: „Wo liegt der Schatz?“ Da antwortete sie aus dem Grabe und nannte die Stelle, wo sie ihn verborgen hatte.

S e u f e l. Ein Einsiedler sah, wie sich um das Sterbebett eines Reichen ein Schwarm Teufel wie die Fliegen niederließ und auf die Seele lauerte. — Der heilige Martin sah auf dem Sterbebette, daß ein Teufel wie ein böses Tier auf ihn lauerte. Er sprach: „Du blutige Bestie, was stehst du dort? In mir ist nichts, was dir gehört. Mich soll der Schoß Abrahams aufnehmen.“ — Ein Mönch sah in seinem Kloster eine Schar Teufel. Da eilte er hinaus. Als er wiederkam, sah er nur noch einen Teufel; der stand an der Pforte. Denn die anderen waren indes von den Mönchen besiegt und vertrieben worden. Den einen aber hatten sie zur Beobachtung zurückgelassen. — Ein Einsiedler sah auf der Hütte eines Gefährten eine Unzahl Teufel sitzen. Als er zur nächsten Stadt kam, sah er dort nur einen einzigen Teufel, der saß auf der Mauer. Er fragte ihn verwundert, was das zu bedeuten habe. Der Teufel antwortete: „Für den Einsiedler, der gut ist, sind viele Teufel nötig, um ihn zu verführen. In der Stadt aber gehören uns die Menschen schon. Da braucht nur einer Wache zu halten, daß man sie uns nicht abspenstig macht.“ — Ein Weib war besessen. Die kam zu einem Predigerbruder und wollte beichten. Aber sie brachte kein Wort heraus. Sie deutete durch Zeichen an, daß sie nicht reden könne. Der Geistliche sprach: „Wenn du mit dem Munde nicht reden kannst, dann klage dich im Herzen an.“ Das tat sie. Im gleichen Augenblicke sprang eine schreckliche Kröte aus ihrem Munde und verschwand. Nun konnte sie auch mit dem Munde ihre Sünden bekennen, obgleich sie seit ihrer Geburt stumm gewesen war. Der Teufel war aus ihrem Leibe vertrieben, wie man einen Dieb aus dem Hause treibt. — Ein Einsiedler traf einst drei Teufel und zwang sie, ihm zu sagen, wie sie hießen. Der erste sagte: „Ich heiße Herzschiefer. Wenn ein Bruder predigt und ein Hörer beichten möchte, schließ ich sein Herz, daß kein Geizzer der Reue aufsteigen kann.“ Der zweite sagte: „Ich bin der Mundschliefer. Da entrinnt keiner durch die Beichte.“ Der dritte war der Säckelschliefer: „Ich hindere,“ sagte er, „daß einer eine milde Gabe gibt oder eine Messe lesen läßt. Wir sind gute Nachbarn und helfen einer dem anderen. Wir legen vor den Mund des Sünders ein vierfaches Schloß: Angst vor großer Buße, Scham vor der Sünde, Hoffnung auf ein langes Leben und die Verzweiflung.“ — Ein sündiger Mensch lag im Sterben. Ein Teufel kam, setzte sich auf seine Brust, drückte ihn fürchterlich und mühte sich, den Kopf des Sterbenden in seinen Rachen zu schlingen. Der Sünder, es war ein Mönch, schrie den Brüdern zu, die ihn umstanden: „Eilet hinweg, sonst verschlingt der Drache auch euch!“ Die Brüder aber blieben und beteten noch inniger. Da mußte der Drache weichen. — Der Teufel ist immer in der Nähe. Ein Bischof wollte sich die Schuhe ausziehen und rief seinem faulen Knechte zu: „Komm, mach rasch, zieh mir die Schuhe aus, du Teufel!“ Da antwortete es aus einer Ecke: „Ich

bin schon da!" Und der Bischof merkte, wie ihm die Schnürriemen aufgelöst wurden – König Richard von England hatte einen Ritter, den er sehr lieb hatte. Der war krank. Der König kam ihn besuchen und wollte ihn trösten. Er sprach: „Erbitte dir von mir eine Gunft; ich will sie dir gewähren.“ Der Kranke sprach: „Ich bitte Euch um nichts anderes, als daß Ihr mir dieses Fieber wegnehmt zum Danke für die Dienste, die ich um Eurerwillen auch dem Teufel geleistet habe.“ Der König erwiderte: „Das kann ich nicht.“ Darauf versetzte der Ritter: „Ein Leben lang habe ich einem irdischen Herrn umsonst im Kriege gedient und auch dem Teufel manchen Dienst getan. Von nun an will ich dem Herrn dienen, der Leib und Seele vernichten und retten kann.“ Als bald ward er gesund. Er ging in ein Kloster und blieb dort, bis er einen seligen Tod starb. – Ein Dieb machte einen Vertrag mit dem Teufel: „Ich will dein sein, wenn du mir in meinem Geschäfte hilfst.“ Das war dem Teufel recht. „Du kannst ganz sicher sein,“ sprach er, „dich wird man nicht hängen können, wenn sie dich auch einmal ergreifen.“ Dem Diebe glückte von nun an alles. Aber einmal ertappte man ihn doch, und er lag im Gefängnis. Der Teufel kam und tröstete ihn: „Sei ganz ruhig, sie hängen dich nicht. Ich Sorge dafür. In der ganzen Stadt sollen sie keinen Strick finden. Hier hast du Geld. Gib es dem Richter, dann läßt er dich laufen.“ Es kam auch so. Man fand nirgends einen Strick. Der Dieb kam vor den Richter. Er griff in seine Tasche und wollte das Geld herausholen. Doch was geschah? Er hatte in der Tasche einen Strick. Den brachte er jetzt aus Versehen heraus. Und an diesem Stricke knüpfte man ihn auf. – Ein Reicher wurde arm und gab sich in den Dienst des Teufels. Der taufte ihn im Namen Luzifers und aller Teufel. „Nun bist du unser,“ sprach er, „mit Leib und Seele.“ Dann gab er ihm Geld in Fülle und fuhr fort: „Da du uns nun gehörst, sollst du auch unser Wappen tragen; das heißt: Du mußt dich prunkvoll kleiden und stolz auf andere blicken.“ So lebte der Mann ein paar Jahre. Einmal trat er in eine Kirche. Da hörte er eine Predigt über die Erbarmung Gottes. Und die Reue kam über ihn. Er warf sich nieder und betete: „Herr, vergib mir, dann will ich alles gutmachen, was ich Böses tat.“ Der Herr sah seine Demut und seine Tränen und sprach vom Altare her zu ihm: „Stehe auf, deine Sünden sind dir vergeben. Gehe hin und sündige nicht mehr.“ Als er sich erhob, war er vor Reueschmerz weiß geworden, und die Seinen erkannten ihn nicht mehr. Er aber büßte hart und erwarb so das ewige Leben.

W e i h w a s s e r. Ein Jüngling hatte viel Böses getan und lebte verstockt in seinen Sünden. Da fiel er in eine Krankheit, und der Geistliche ermahnte ihn, als Christ zu beichten und das Sakrament zu nehmen. Aber er sagte: „Ich bin wohl nicht mehr zu retten.“ Dann bat er dringend um Wasser zum Trinken. Da weihte der Geistliche, ohne daß es der Kranke wußte, das Wasser und reichete es ihm. Kaum hatte er es getrunken, da rief er mit der Hilfe Gottes nach dem Priester und legte eine reine Beichte ab und nahm das Sakrament. Dann starb er als ein wahrer Christ.

G l a u b e u n d W i s s e n. Ein Meister der Gottesgelehrtheit in Paris hatte Lehr-



Abb.7 Kramerstraße 20

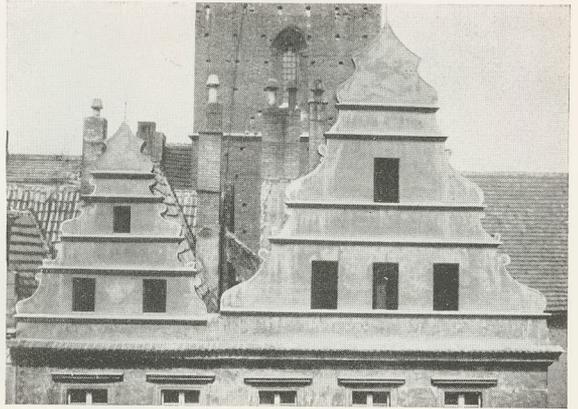


Abb.8 Doppelgiebel des Rathhauses

Abb.9 Ring 27

Abb.10 Ring 6





Lichtbild Rajmann / Neisse

Abb.11 Neisse
Kammergebäude um 1860



Lichtbild Göhrs. Landesbibliothek Dresden

Abb.12 Haarlem
Schlachthalle

sätze über das Geheimnis der heiligen Dreifaltigkeit aufgestellt und wollte sie öffentlich verteidigen. Eines Tages ging er einsam am Ufer der Seine entlang, denn er wollte ungestört nachdenken. Da sah er einen Knaben am Ufer stehen, der mit dem Absätze ein Grübchen in den Sand machte. Der Gelehrte fragte: „Was machst du denn hier?“ „Ich will hier eine Grube machen,“ sagte das Kind, „da soll der Fluß hineinfließen.“ „Das ist nicht möglich,“ sprach der Gelehrte. Und der Knabe entgegnete ihm: „Das kommt dir unmöglich vor; aber was tust du? Du willst meine verborgene Dreifaltigkeit und meine göttliche Einheit mit deinem armen Menschenverstande erfassen. Laß das sein. Laß die öffentliche Verteidigung. Das ist nichts als eitle Ruhmsucht.“ Dann war das Kind verschwunden.

W e i s h e i t u n d E i n f a l t. Drei weisen Männern war einst die Frage vorgelegt worden: „Was ist das Stärkste auf Erden?“ Der erste sprach: „Der Wein“; der zweite: „Das Weib“; der dritte sprach: „Der König“. Sie haben alle drei Recht. Denn das ist geistlich zu deuten. Der Wein ist der Geist, der die Apostel trunken machte, daß sie die ganze Welt besiegten. Das Weib ist Maria, die den König dazu brachte, daß er sich für die Menschen mißhandeln ließ; denn hätte er aus ihr nicht Fleisch angenommen, dann hätte er auch für uns nicht gelitten. Der König ist das Gebet. Wie ein König mächtig ist im Lande, so ist das Gebet mächtig im Himmel. Es bindet den Herrn und führt ihn, wohin es will. – Der Einfältige ist weise. Hört! Ein Diener aus der Küche sollte für einen Mann an den Fleischbänken das beste Fleisch kaufen. Er brachte nichts als Zungen. Der Mann fragte ihn verwundert nach dem Grunde. Der Diener sprach: „Herr, zürnt mir nicht. Es gibt kein besseres Fleisch als die Zunge, wenn sie treu und redlich ist. Freilich gibt es auch kein schlechteres Fleisch als eine böse Zunge.“ Der Herr sah, daß das ein kluger Diener war und lobte seinen Kauf.

V o m h e i l i g e n E h e s t a n d: e i n e P r e d i g t. Ihr wißt, zu einer rechten Ehe gehört vor allem die Liebe. Da darf kein Weib so schön, so reich, so edel, so mächtig sein, daß ihr ein Mann mehr zuneigte als seinem ehelichen Weibe. Nie soll er ihr ein böses Wort sagen oder sie gar schlagen. Da ist wohl mancher unter euch, der es anders macht. Sitzt er im Wirtshause und fühlt sich von den anderen gereizt, da möchte er am liebsten um sich schlagen, aber er hat Angst vor der Prügel und wagt es nicht. Kommt er dann wütend heim, da läßt er den Arger, den er im Wirtshause hinunterwürgte, an seinem Weibe aus, packt sie an den Haaren und zerrt sie von einer Stubenecke in die andere. Ist das ein Zeichen der Liebe? Denk doch daran, daß sie um deinetwillen Vater und Mutter verlassen hat. Das ist ihr Los, seit Eva aus Adams Rippe gebildet ward. Du sollst für sie in Liebe sorgen, für Kleid, Speise und Trank. Du sollst ihr geben, was sie zum Unterhalte braucht, genau so wie du es selber brauchst. Da ist wohl mancher unter euch Männern, der läßt sein Weib nicht, wie sie soll, im Hause walten. Er schließt ihr alles ab, und oft kann sie den Kindern nicht einmal das Nötigste geben, und sich selber nicht und Gott auch nicht. Wie soll ich

euch das Klarmachen? Ich will euch eine Geschichte erzählen. Hört, wie es dem Eichhörnlein ergeht! Im Herbst weiß es, daß der Winter kommt. Da sucht es einen hohlen Baum. Da trägt es mit seinem Weibchen die Nüsse für den Winter zusammen. Wenn dann der Schnee fällt und die Tiere kein Futter mehr finden, dann läuft das Männchen in das Baumloch und frist von den Nüssen. Aber das Weibchen will auch hinein und mitfressen. Doch das Männchen jagt es weg. Nun sieht das arme Tier, daß hier nichts zu machen ist. Aber es weiß doch Rat. Es läuft am Stamme hinunter bis zur Wurzel. Dort gräbt es mit den Krallen und nagt mit den Zähnen, bis ein kleines Loch fertig ist. Nun kann das Weibchen hineinschlüpfen bis zu den Nüssen. Dann ist es still und lauscht. Wenn nun das Männchen oben an den Nüssen nagt, tut es das Weibchen unten auch. Vielleicht sagt ihr Frauen jetzt: „Gott lohn es unserm Prediger, daß er so tapfer gegen unsere Männer spricht.“ Aber da ist wohl manche unter euch, die verdient die Maulschellen redlich, die sie bekommt. Es gibt eben Weiber, die tun den Männern alles gegen ihren Willen. So ein Weib zieht einen Mantel an, der heißt: der Frauenkrieg. Sein Tuch ist fester als ein Scharlachstoff. Sie trägt den Mantel jahraus jahrein, und doch zerreißt er nicht. Der hält wohl gut zehn Jahre, wo doch schon drei Scharletmäntel zerrissen wären. Spricht da ihr Mann: „Sieh mal, das Ding dort ist weiß wie Schnee,“ gleich antwortet sie: „das ist wie Kohle schwarz.“ Und wenn er sagt: „Das Ding ist schwarz,“ dann sagt sie: „Das ist weiß.“ Ich sage nicht gerade, daß ihr es so macht, aber bei manchen ist es schon so. Da kam einmal ein Mann weinend zum Nachbarn und sprach: „Was bin ich doch für ein unglücklicher Mensch! Ich weiß nicht, was das ist. Im Garten steht bei uns ein Baum, daran hat sich mein erstes Weib erhängt und dann die zweite, und heut ist's mit der dritten ebenso ergangen. Was soll ich da tun?“ Der Nachbar sah ihn erstaunt an. „Ich verstehe nicht,“ sprach er, „warum du weinst, wenn du ein solches Glück hast. Freu dich doch, daß du die argen Weiber los geworden bist und gib auch mir ein Reislein von deinem Hängebaume, das will ich mir in den Garten setzen. Und kommt die Zeit, dann mag sich auch die Meine aufknüpfen.“ Ihr lieben Eheleute, ihr sollt euch trenn bleiben und einander nicht verlassen. Du liebes Weib, wenn dein Mann von dir gegangen ist, dann klag es Gott und Maria der Mutter; die werden ihn dir wiederbringen. Es war einst eine edle Frau, die wurde von ihrem Manne wegen einem anderen Weibe übel behandelt. Sie betete zur seligen Jungfrau: „Dir, liebe Frau, klag ich mein Leid. Das böse Weib hat mir den Gatten entfremdet.“ Und sie ward erhört. Maria gab es dem Manne ins Herz, daß er von der anderen abließ. — Was gibt es doch für böse alte Weiber! Der Teufel wollte ein Mädchen zu Fall bringen. Aber er richtete nichts aus. Da schickte er ein altes Weib, und der gelang es. Dafür reichte er der Alten an einer Stange den Ruppelpehz.

R i n d e r z u c h t. Ein Dieb sollte am Galgen gehängt werden. Er ließ den Vater rufen. „Ich will ihn noch einmal zum Abschied küssen,“ sagte er. Und als der Vater

zu ihm trat, da biß ihm der Sohn die Nase ab und rief: „Hättest du mich, als ich noch jung war, für meine Unarten gestraft, dann wäre ich heute kein Dieb und käme nicht an den Galgen!“

Die Städte. Ein König hatte einen Gast. Der sah die reichbesetzte Tafel, und der König merkte wohl, daß er ihn beneidete. Daher fragte er: „Willst du das Gute und das Böse mit mir teilen?“ „Warum nicht!“ erwiderte der Gast. Da ließ ihn der König in Prunkgewänder kleiden, aber über seinem Haupte ließ er ein scharfes Schwert anbringen, das mußte ständig an einem seidenen Faden über ihm hin- und herschwingen. Das sah der Gast, und vom Schrecken gepackt, vergaß er die ganze königliche Pracht, sprang von der Tafel auf und machte sich davon. – Auf einer Insel im Meere herrschte ein seltsamer Brauch. Dort wählte man Jahr für Jahr einen neuen König und der alte wurde in die Verbannung geschickt. Einmal wählten sie einen Fremden, der von dem Brauche nichts wußte. Doch als er König war, kam jemand und erzählte ihm, was die Landesitte verlangte. Da ließ der Jahreskönig Gold und Silber einziehen und baute sich in der Fremde einen Wohnsitz. Denn während dieses einen Jahres durfte man ihm nichts versagen. Und als die Zeit um war, zog er in die Fremde und fand dort ein Heim, das schöner war als sein Königsschloß auf der Insel. – Ein König hatte eine einzige Tochter, die liebte er sehr. Er baute ein schönes Schloß für sie, und dort lebte sie mit einer Dienerin, die ihre Amme gewesen war und die immer bei ihr blieb. Denn die Citte verlangte, daß Mädchen vornehmen Standes nicht unbegleitet das Schloß verließen. Wenn sich etwas Neues zutrug, dann kam ein Bote und meldete es im Schlosse, soweit es für die Jungfrau angemessen war. Aber der König hatte auch einen geheimen Boten. Der berichtete ihm, was auf dem Schlosse vorging. Und dort geschah in der That manches, was dem Könige nicht gefiel und was auch andere tadeln mußten. Das ist ein Gleichnis. Der König des Himmels hat eine Tochter, die christliche Seele. Die wohnt im Leibe; der ist ihr Schloß. Die Amme ist das Herz. Ein gutes Herz erhält auch die Seele gut. Die Ohren sind der Bote. Die Zunge ist der Geheimbote, der das Verborgene berichtet. – Ein König überließ seinen Bauern einen guten Acker zinslos. Sie sollten ihm nur von einem Baume, der dort stand, jährlich die Früchte bringen. Aber die Bauern achteten das Gebot nicht und nahmen mit der Frucht des Ackers auch die Frucht des Baumes an sich. Da zürnte der König, vertrieb die Bauern und gab den Acker in andere Hände. Die Bauern zogen durch die Fremde und suchten in ihrer Not einen neuen Herrn. Aber sie fanden keinen. Da kamen sie zurück und baten den König flehentlich, daß er ihnen den Acker wiedergebe. Und dieser hatte Mitleid mit ihnen und gab ihnen den Acker zurück. Auch dies ist, wie ihr seht, ein Gleichnis vom Könige des Himmels. – Ein Dombherr war schon oft gewarnt worden, daß es Sünde sei, wenn man mehrere Pfründen besitze. Er sprach nur: „Wir wollen abwarten, ob ich nicht trotzdem in den Himmel komme.“ Als er gestorben war, erschien er einem von den Seinen und sprach: „Ich bin in der Hölle.“ „Aber Ihr saht doch,“ sprach der

Hausgenosse, „daß Ihr Unrecht begingt.“ „Das habe ich nicht gesehen,“ erwiderte der Verdammte, „die Sünde hat mir die Augen geschlossen, und erst die Pein hat sie mir geöffnet.“ – Kaufleute sind manchmal schlimme Räuber. Zu einem Tuchkaufmann kam ein Gevatter, der wollte ein Stück Tuch haben. „Dich hat Gott zur rechten Zeit geschickt,“ sprach er; „beinahe hätte ich dieses schöne Stück hier vorhin verkauft. Ich konnte mit dem anderen nur um zwei schlechte Groschen nicht handelseinig werden. Die will ich bei dir gut und gern verlieren. Greif aber schnell zu, mein lieber Freund, ehe der andere wiederkommt.“ So lügt der Kaufmann und nimmt von seinem Gevatter doppelt so viel, wie er von einem Fremden erhalten hätte. – Ein Bergmann war in einem Silberbergwerke verschüttet worden. Nun ging sein frommes Weib jeden Tag zur Kirche und opferte Brot und Wein für ihren Mann. Und siehe! Die Knappen gruben nach langer Zeit wieder an jener Stelle, und man fand ihn lebend und gesund in dem verschütteten Stollen. – Ein guter Vater gab, solange er arbeiten konnte, seinen Verdienst dem Sohne, dem er sehr zugetan war. „Du wirst mich ja,“ sprach er, „bis zum Ende versorgen, wenn ich nicht mehr schaffen kann.“ Der Sohn brachte den Vater in einer Kammer unter. Aber als er heiratete, wurde es anders. Der Vater schlief nun im Winkel hinter der Haustür. Die Jahre vergingen. Es war Winter. Der Alte bat den Sohn: „Kauf mir einen warmen Rock, sonst komme ich in der Kälte um.“ Der Sohn hörte nicht darauf. Da rief der Alte sein Enkelkind. „Geh zum Vater, bitte ihn, er soll mir eine Decke kaufen.“ Das Kind brachte den Vater wirklich dazu, daß er vier Ellen Tuch kaufte. Davon schnitt er zwei Ellen für den Alten ab. Das übrige wollte er aufheben. Das sah der Knabe und er fing zu weinen an: „Vater, gib mir das andere Stück.“ „Junge, was willst du damit machen?“ fragte der Vater. Und als ob es ihm der Geist eingäbe, antwortete das Kind: „Das hebe ich mir auf, wenn du alt sein wirst, geb ich es dir. Dann hast du genau so viel, wie du jetzt dem Großvater gibst.“ Der undankbare Sohn erschrak und ging in sich. Und von Stunde an holte er nach, was er an seinem alten Vater unterlassen hatte. – Der Einsiedler Paphnutius bat Gott, daß er ihm den Menschen in der Welt zeige, der ihm an Verdienst gleich sei. Und er hörte eine Stimme: „Das ist Eymphorian, der Spielmann. Da ging der Einsiedler zu ihm und fragte: „Was hast du vor Gott Gutes getan?“ „Gar nichts,“ sprach der Spielmann, „höchstens daß ich einmal, als ich noch ein Räuber war, ein armes Weib, das meine Genossen belästigten, vor ihnen rettete und einem anderen Weibe, das sich im Walde verirrt hatte, den Weg wies. Dieser armselige Spielmann ist nachher in der Wüste ein heiliger Einsiedler geworden. Darum sollen wir niemanden verachten.“

Die Rache ist Gottes. Ein Mönch trat einst vor seinen Abt und sprach: „Komm mit und räche mich an meinem Mitbruder, der mich beleidigt hat. Der Abt erhob die Hände und betete: „O Gott, du bist jetzt überflüssig. Du brauchst dich nicht mehr um uns zu bemühen. Du hörst, was dieser Bruder will. Von nun an rächen wir uns selber. Die Rache ist nun nicht mehr dein.“ Da bereute der Bruder seine sündhafte Absicht.

E i n G l e i c h n i s. Ein König hatte eine sonderbare Krankheit. Der Tod drohte ihm, wenn er starken Wein ohne Wasser trank. Da waren an seinem Hofe zwei Ritter. Der eine war sein geheimer Feind, der andere sein echter Freund. Der Feind reichte dem Könige immer wieder schweren Wein; damit wollte er ihn töten. Doch der Freund war zur Stelle und goß Wasser hinein und rettete so seinem Herrn Gesundheit und Leben. Das ist zu verstehen vom Bösen Geiste und vom Schüzengel.

E i n e F a b e l. Der Dachs ist ein reinliches Thier. Der gräbt mit Zähnen und Krallen seinen Bau. Gestank leidet er nicht. Das weiß der Fuchs. Der will ihn aus seinem Bau vertreiben. Er dringt hinein und beschmutzt ihn. Da zieht der Dachs davon, und der Fuchs hat eine Wohnung.

So sieht das älteste Sagenbuch der deutschen Oberschlesier aus. Vieles ist uns heute darin fremd; anderes wieder ganz vertraut. Aber auch in dem Fremdartigen finden wir manches, was uns in Einzelzügen in unseren Volksagen begegnet. Freilich müssen wir das geistliche Gewand, das diese Geschichten in den alten Predigten angelegt haben, abstreifen, wie es das deutsche Sagenut im Laufe der letzten Jahrhunderte auch gethan hat. Vieles fehlt in diesem alten Bestande noch, was wir heute vorfinden. Das ist erst später in den Sagenstrom aus jüngeren Quellen geflossen. Doch der christliche Grundton, den die heutigen Volksagen Oberschlesiens erkennen lassen, stammt aus jener frühen Siedlerzeit. Die Menschen sind im Guten wie im Bösen die gleichen geblieben; sie urtheilen über ihr Tun und Lassen, wie es ihnen diese alten Geschichten einst gelehrt haben. Und diese Geschichten sind großenteils Wandersagen. Sie finden sich auch anderwärts und verbinden den Schlesier mit der übrigen deutschen und abendländischen Welt. Aber aus der Art, wie sie gewählt und geformt sind, spricht der ernste Versuch, der einfachen, arbeitsharten Seelenhaltung gerecht zu werden, die das Erbe der schlesischen deutschen Bauern seit der ältesten Zeit geblieben ist. So fanden die Erzählungen ihren Weg in das Herz jener schlesischen Menschen; und die Einbildungskraft der Hörer arbeitete in ihnen und wandelte sie unablässig bis in unsere Zeit. So ist die christlich-deutsche Sagenwelt der frühen Siedlerzeit ein Lebenschatz des Oberschlesiens geblieben.

Entstehung einer Häuslerstelle im oberschlesischen Industriebezirk

Von Dipl.-Ing. Georg Schuh, H. L. L. Beuthen OÖ

Die großen Umwälzungen, die dem 19. Jahrhundert ihr Gepräge gegeben haben, die Entstehung und schnelle Ausbreitung der Industrie über das ganze Reich, das dadurch bedingte Zusammenströmen großer Menschenmassen in den Industriezentren und Städten und all die vielen damit zusammenhängenden teils wohlthätigen, teils ungesunden Folgeerscheinungen wären in diesem Ausmaße nicht möglich gewesen, wenn sich nicht zu Beginn dieses Jahrhunderts nachhaltige Veränderungen im Bauernstande, der Grundschicht des deutschen Volkes, vollzogen hätten.

In Oberschlesien bestand der größte Teil der Landbevölkerung aus unerblichen lehnrechtlichen Bauern, die als solche ein beschränktes Nutzungsrecht an ihrem, dem Gutsherrn gehörenden Grundstück besaßen, und dafür landwirtschaftliche Dienste und geringe Abgaben zu leisten hatten. Sie waren ihrem Gutsherrn untertänig, d. h. Gehorsam, Achtung und Treue schuldig und vererbten diese Eigenschaft auf ihre Nachkommen. Diese Erbuntertänigkeit schied den Bauer aus der Volksgemeinschaft aus. Er war Privatunterthan seines Grundherrn, der meist gleichzeitig sein Gerichtsherr war, und wurde gewissermaßen erst durch dessen Vermittlung Staatsbürger. Diese Bauern waren an die Scholle gebunden und durften diese nur mit Einwilligung ihres Herrn verlassen. Auch zur Heirat bedurften sie seiner Erlaubnis.

Der aus dem Westen kommende neue Geist, der die Freiheit und Gleichheit aller Menschen verkündete, mußte erst die oberen Gesellschaftsschichten Preußens durchdringen, ehe auf dem Boden dieser Geisteshaltung die Gesetze entstehen konnten, denen der Bauer den Anstoß zu seiner Befreiung aus der Erbuntertänigkeit zu danken hat. Dadurch fand die Industrie erst die Möglichkeit, ihren ständig steigenden Bedarf an Arbeitskräften bei jenen Menschen zu decken, die infolge nicht immer glücklicher Gesetzgebung landlos geworden und nun auf Arbeitsuche angewiesen waren.

Schon Friedrich d. Gr. hatte die Wichtigkeit eines gesunden Bauernstandes erkannt und alles, was in seinen Kräften stand, getan, um wenigstens die schlimmsten Mißstände in den gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnissen zu beseitigen. Im Kampf mit seinen Landständen ging er tatkräftig gegen das „Bauernlegen“ vor und verfolgte unnachlässig sein Ziel, durch Wiederbesetzen der infolge der Feldzüge „wüste“ gewordenen Stellen und durch Errichtung neuer Siedlungen die Kriegsschäden auszumergen und den Bevölkerungsstand auf dem Lande zu heben. In Preußen leitete er sogar schon die Befreiung der Domänenbauern ein, während er sich in Schlesien darauf beschränken mußte, die Umwandlung des unerblich-lehnrechtlichen in erblichen Besitz zu fördern. Er strebte nämlich nach „Peuplierung“ seines Landes, um gute Soldaten daraus ziehen zu können, die Verpflegung und Unterbringung seiner Truppen zu erleichtern und allorts Handel und Wandel zu beleben.

Nach seinem Tode fehlte dem Befreiungswerk sein belebender Geist und ein großer Theil der Verbesserungen wurde wieder rückgängig gemacht. Napoleons Kanonen mußten erst Preußen aus seiner Erstarrung gewaltsam zu neuem Leben erwecken, selbst das benachbarte Herzogtum Polen hatte die Bauernbefreiung bereits durchgeführt, ehe Preußen das Werk seines größten Königs wieder aufnahm, um durch einen gesunden Bauernstand zur Freiheit seiner Landesgrenzen zu kommen.

Aus der Amtszeit des Freiherrn vom Stein stammt das Edikt vom 9. Oktober 1807, durch welches das ganze bürgerliche und bäuerliche Leben von den vielen z. T. noch aus dem Mittelalter stammenden Schläcken gereinigt wurde. Leider ließ es aber in vielen Stücken die notwendige Klarheit vermissen und erweckte so bei den dienstpflichtigen Bauern Hoffnungen, deren Erfüllung das Gesetz niemals beabsichtigt hatte. Sie mußten später durch Rescripte und allerhöchste Verfügungen auf das rechte Maß zurückgeschraubt werden, die bei den Bauern nur Enttäuschung und Mißstimmung zurückerließen.

Der § 12 besonders „Mit dem Martinitage Eintausend Aechthundert und Zehn hört alle Gutsunterthänigkeit in unsern sämtlichen Staaten auf. Nach dem Martinitage 1810 giebt es nur freie Leute, so wie solches auf den Domainen in allen unsern Provinzen schon der Fall ist“ ließ bei den Bauern fast allgemein die Ansicht aufkommen, daß sie kostenlos in den Besitz ihres Hofes gelangen würden. Über den 2. Theil dieses Paragraphen „bei denen aber, wie sich von selbst versteht, alle Verbindlichkeiten, die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzes eines Grundstückes oder vermöge eines besonderen Vertrages obliegen, in Kraft bleiben“ sah man um so lieber hinweg, als klare Ausführungen darüber, wie man sich eine Auseinandersetzung mit den Grundherren dachte, fehlten.

Eine gewisse persönliche Freiheit brachte das Edikt zweifelsohne, denn „bisher durfte allerdings kein Unterthan ohne Erlaubnis der Herrschaft heirathen, ohne Verwilligung derselben ein Handwerk lernen, ohne gutsherrlichen Consens sein eigenthümliches Grundstück veräußern, Reallasten darauf übernehmen oder Schulden darauf eintragen lassen“; und der Gutsherr hatte bis dahin das Recht „von den Unterthanen eidliches Angelöbniß der Treue zu fordern, jeden Unterthanen nach zurückgelegtem 24. Jahre zur Annahme einer unterthänigen Stelle zu nöthigen, zu bestimmen, welches unter mehreren Kindern die väterliche Stelle in der Erbschaft annehmen solle und endlich auf Herabsetzung des von dem Erblasser in seinem letzten Willen zu hoch angeschlagenen Werthes seines Grundstückes anzutragen.“¹ Diese Freiheitsbeschränkungen fielen mit dem Martinitage weg. Zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Gehorsam sollte allerdings „das den Gutsherrn bisher eingeräumt gewesene Züchtigungsrecht einstweilen und vor der Hand noch bestehen bleiben.“¹

Der letzte Satz des Rescripts zeigt augenscheinlich, daß die Bauern sich zu diesem, wie es einmal amtlich heißt, „mehr gedachten Gesetz“, das die Art der Besitzüber-

¹ Rescr. vom 5. 3. 1809 an die Schlef. Landes-Collegia.

tragung und die Form der Dienstablösung offen ließ, ihre eigenen Auslegungen machten und vielfach nicht nur ihre Dienstleistungen, sondern auch den Gehorsam verweigerten und nun mit Gewaltmitteln gezwungen werden mußten, ihre Pflichten zu erfüllen. So mußte die Regierung die Bauern, vor allem Schlesiens, wo sich der Freiheitsdrang und die Auffässigkeit besonders stürmisch äußerten, immer wieder zur Ordnung rufen und „nochmals erklären, daß mit diesem Zeitpunkt blos diejenigen Verpflichtungen aufhören, welche in jenem Edicte ausdrücklich bezeichnet sind (gemeint ist das Rescr. v. 5. 3. 1809), daß aber alle übrigen Abgaben und Lasten, welche aus dem gutsherrlichen Verhältniß entspringen, in allen Provinzen fort dauern, und deshalb insbesondere diejenigen Naturaldienste, welche unter dem Namen Spann- und Handdienste, Frohnen, Schaarwerksdienste und Robothen bekannt sind, ferner unweigerlich so lange geleistet werden müssen, bis sich die Gutsherrn und Bauern wegen der Aufhebung gegen eine angemessene Entschädigung in Geld, Körnern oder Land vereinigen. Sollten dessen ungeachtet diese Dienste . . . verweigert werden, so werden die Widerspenstigen ohne Nachsicht bestraft.“²

Das Edikt vom 9. Oktober 1807 hatte den Bauern die Freiheit nur theoretisch bringen können. Die praktische, verbunden mit der Auseinandersetzung mit den Gutsherrn, erfolgte erst im Edikt vom 14. September 1811 mit seiner Deklaration vom 29. Mai 1816. Da dieses Thema anderorts³ eingehend behandelt ist, will ich nur auf den Schlesien betreffenden Teil, soweit als zum späteren Verständnis nötig ist, zu sprechen kommen.

Die in Oberschlesien rechts der Oder eigentümlich gelagerten Verhältnisse haben bei der Regulierung und Dienstablösung besondere Gesetze für diesen Landstrich notwendig gemacht. Der Großteil der oberschlesischen Bauern bestand aus sog. Robotgärtnern, die ihren Hof unerblich besaßen und gewissermaßen statt der Pacht Landarbeit für ihre Herren zu leisten hatten. Die gesamten Ernte- und Ausdruscharbeiten hatten sie zu verrichten, und ihre Kinder mußten sie den Vorwerken als Knechte oder Mägde zur Verfügung stellen.

Als Entgelt erhielten die Robotgärtner die „Hebe, in der Regel den 17. Scheffel beim Drusch und einige Scheffel Getreide in natura statt der an anderen Orten gewöhnlichen Beköstigung in der Erndte, der sog. Erndtekost.“ Sie sind häufig spannfähig, ohne spannpflichtig zu sein, d. h. im Gegensatz zum erblichen Bauer erschienen sie ohne Gespann bei der Feldarbeit und leisteten alle Handdienste. Um sich die Gelegenheit nicht nehmen zu lassen, bei den zahlreichen Erz- und Kohlengruben Lohnfuhrern zu übernehmen, hielten sie häufig jene in Oberschlesien noch heute üblichen kleinen schwächlichen Pferde, auch wenn sie ihrer zur Bestellung des Feldes nicht bedurften.

Nicht selten war ihr Besitztum kaum kleiner als das der Bauern. Dem ersten Gesetzesentwurf von v. Kaumer zufolge, nach dem Bauern, die erblich oder lebenslänglich auf

² Allerhöchste Verordnung vom 24. Oktober 1810.

³ Georg Fr. Knapp: Die Bauerbefreiung . . .

ihrem Hofe saßen, sofort Eigentümer werden sollten, wären die oberschlesischen Robotbauern ebenfalls für die Regulierung in Frage gekommen. Um ihre Landarbeiter nicht zu verlieren, ohne deren Dienste sie nicht auszukommen glaubten, suchten die oberschlesischen Grundherren das Gesetz abzuändern. Ihren Anstrengungen, besonders denen des Grafen Henkel v. Domersmark, gelang es auch wirklich, für Oberschlesien eine Sonderregelung durchzusetzen mit der Begründung, daß es sich ja gar nicht um richtige Bauern, sondern um Dreschgärtner handle.

Das Gesetz vom 14. September 1811 gab den Gutsbesitzern unter genauer begrenzten Umständen das Recht, das Besitztum dieser sog. Dreschgärtner auf 3-4 Morgen Ackerland einzuschränken und den übrigen Teil einzuziehen. Für die Erwerbung der so verkleinerten Stelle hatte der Gärtner dann nichts weiter zu geben. Er mußte sich aber verpflichten, die vom Gutsherrn geforderten Dienste auf 4 Jahre gegen üblichen Tagelohn zu leisten.

Während sonst die umerblichen Stellenbesitzer gegen Abtretung des halben Ackers freie Besitzer des Restgutes wurden, mußten sich in Oberschlesien die Gärtner mit 3-4 Morgen begnügen und wurden dadurch in Häusler umgewandelt. Sie waren persönlich und dinglich frei geworden, waren aber nun gezwungen, sich einen Erwerb zu suchen, den sie vielfach, wie es die Grundbesitzer als Erfolg des Gesetzes gewünscht hatten, auf deren Scholle als Landarbeiter fanden. Diese Umwandlung ist allerdings nur stellenweise erfolgt, da die Deklaration vom 29. 5. 1816 diese Sonderbestimmung für die oberschlesischen Gärtner schon wieder in Fortfall brachte. Dafür wurde die Regulierungsmöglichkeit auf die spannfähigen, katastrierten bäuerlichen Nahrungen beschränkt. Da die Zahl der spannfähigen Robotbauern ziemlich groß war, liefen die Grundbesitzer, deren Wortführer wieder Graf Henkel war, gegen diese Deklaration Sturm mit dem Erfolg, daß in einem besonderen Gesetz vom 13. Juli 1827 die Regulierungsfähigkeit auf solche Stellen beschränkt wurde, die zu Spanndiensten verpflichtet waren und über einen Ackerbestand von mindestens 25 Morgen mittlerer Bodenklasse verfügten. Die meist mit kleinerem Besitztum ausgestatteten Robotgärtner blieben somit von der Regulierung ausgeschlossen. Erst die sozial-politische Bewegung der 48er Jahre gab der Bauernbefreiung neuen Antrieb und brachte die ganze Gesetzgebung zu einem gewissen Abschluß, in welchem alle vorerwähnten Ausnahmen wieder aufgehoben wurden. In die Zeit zwischen dem Edikt von 1811 und seiner Deklaration von 1816, die angefüllt ist mit den hochgespannten und dann meist enttäuschten Erwartungen der Robotgärtner und den Sorgen der Gutsbesitzer, die um ihr Personal für die Feldbestellung bangten, fällt der Anfang einer Auseinandersetzung eines oberschlesischen Robotbauers, auf die ich näher eingehen will.

Dem Robotbauer S. war im Mai 1815 seine Stelle vom Dominium Wieschowa abgenommen worden, weil S. mit seinen Leistungen in Rückstand gekommen war. Nach seinem Ableben und zwar erst 1828 kam es zu einem Vergleich zwischen seinen Erben und dem Dominium, dessen wichtigste Teile anschließend wiedergegeben sind.

Von der Königlichen General-Kommission zur Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse für die Provinz Schlesien wird hiermit bekundet, daß bei derselben der zwischen dem Dominium Wieschowa, Beuthener Kreises . . . und dem Roborbauer Bartek Sczyrba'schen Erben . . . am andern Theile untern 13. April 1828 gerichtlich abgeschlossene Auseinandersetzungsprozeß zur Bestätigung eingereicht worden ist.

Actum

Brosławitz, den 13ten Dezember 1828.

Beim heutigen Gerichtstage erschienen nachstehend bekannte, wohlbekannte und dispositionsfähige Personen

1. Der Königl. Lieutenant Herr Gustav v. St. für sich und im Namen seiner majorennen Geschwister

a der Amalie v. St., verehelichten Hauptmann v. M.

b der Antonie v. St., verehelichten Gräfin N.

c der Babette v. St., jetzt verehelichten Rittmeister v. G., von welchem er Vollmacht überreicht . . .

2. die Julianna geborene Sczyrba, verehelichte Gollarsky im Beistande ihres Ehemannes Freistellenbesizers Alex G. von der Colonie Gliniz.

Zuförderst zeigte Letztere an:

daß ihr verstorbener Vater Bartek S. mit dem Tode abgegangen sey, bis zum Monat May 1815 durch 21 Jahre eine Roborbauerstelle zu Wieschowa besessen habe, die ihm das hiesige Dominium wegen rückständiger Leistungen wider seinen Willen abgenommen resp. eingezogen habe. Ihr genannter Vater habe nachstehende Erben hinterlassen

a sein Eheweib, ihre Mutter Marianna, verwitwete S., geborene Mainka, welche jedoch wegen eines offenen Schadens am Fuße das Bett nicht verlassen könne

b die Comparentin

c die Tochter Margaretha S., welche an einen Einlieger zu Zabrze verheirathet sey, dessen Namen sie jedoch anzugeben außer Stande wäre, und

d die Tochter Agnetha S., an einen Tagelöhner zu Pilschowitz verheirathet, dessen Namen sie ebenfalls nicht angeben könne . . .

Dies vorausgeschickt fuhr dieselbe Comparentin fort

Ich stehe im Begriff mich mit dem hiesigen Dominio . . . wegen der ihrem Vater vom Dominio abgenommenen Roborbauerstelle zu einigen und trage darauf an dieses Abkommen zu Protocoll zu nehmen . . .

§ 1

Der Herr Lieutenant Gustav v. St. überläßt den Roborbauer Bartek Sczyrba'schen Erben zu Wieschowa nomine dominu als Entschädigung für die ihrem Erblasser im Monat May 1815 vom Dominio abgenommene Roborbauerstelle einen und einen halben Morgen Ackerland, und zwar das Stück Gartengrund Mathiowitz-Wüstung

genannt unentgeltlich zu ihrem wahren und unumschränkten Eigenthum mit der ausdrücklichen Befugnis, sich auf dieses Stück Gartenland ein Haus aufzubauen, wozu ihnen das benötigte Bauholz das Dominium im herrschaftlichen Forste unentgeltlich anweisen wird.

§ 2

Das im vorstehenden §en aufzuführende Gebäude wird zu 27 Ellen Länge und 8 Ellen Breite angenommen, wozu folgendes Bauholz angewiesen wird

1. fünfunddreißig Stück Kiegelhölzer
2. vierzehn Stück Sparren und
3. die nöthigen Dachbretter, Schindeln und Bretter zum Belag und Thüren. Die zum Bau nöthigen eisernen Nägel müssen die E. Erben selbst beschaffen.

§ 3

Die Bartel E. Erben übernehmen die sämtlichen Königlichen Grundsteuern als auch die übrigen Abgaben von diesem ihnen überlassenen Stück Acker so wie selbige das Königl. Kreis-Steuer-Amt zu Beuthen ermitteln und berechnen wird.

§ 4

Die B. E. Erben sind von allen und jeden Dienstleistungen befreit, hingegen bleibt ihnen sowohl als ihren Nachkommen auf immerwährende Zeiten alle und jede Waldberechtigung als auch Hutung auf Dominio Grunde untersagt.

§ 5

Die Julianna, verehelichte Gollawski hält sich ihrer Seite mit dem vom Dominio überlassenen Stück Garten-Grund für die ihrem Vater B. E. abgenommene Kobothbauerstelle für hinlänglich entschädigt und entsagt allen ferneren etwaigen Ansprüchen hieraus an das Dominium.

§ 8

... und wird hierbei ex officio bemerkt, daß der Gesamtwertb des Gartengrundes und des Bauholzes, welches den Erben unentgeltlich erlassen worden, nach einstimmiger Meinung der Contrahenten auf 100 rt: in Worten einhundert Reichsthaler anzunehmen ist.

§ 9

Contrahenten entsagen allen Einwendungen gegen nachstehendes Abkommen besonders ... der nicht wohlverstandenen oder anders niedergeschriebenen als verabredeten Sache. ... Julianna verehelichte Gollawski ... hat nur noch schließlich ihre kranke Mutter in deren Wohnung über ihre hierzu nöthige Einwilligung zu vernehmen, womit die Verhandlung geschlossen in deutscher und polnischer Sprache vorgelesen, durchgehends genehmigt und wie nachstehend

× × × Julianna Gollawski
× × × Alex Gollawski

G. von Stockmann

vollzogen wurde.

Als erstes macht uns die vorstehende Urkunde mit dem Verlust der Robothbauerstelle des G. bekannt, und damit, daß die Ursache in den rückständigen Leistungen zu suchen sei. Wodurch G. aber in Rückstand geraten ist, geht leider aus dem Schriftstück nicht hervor. Es ließen sich verschiedene Anlässe konstruieren, so könnte z. B. böser Wille vorliegen, oder selbst verschuldete schlechte Wirtschaftsführung ihn aus seiner Stelle verdrängt haben; oder sollte gar eigenes Kranksein ihn außerstand gesetzt haben, seine Pflichten zu erfüllen?

Nach dem Allgem. Landrecht durfte ein Untertan, der seine Stelle eigentümlich besitzt, nicht ohne erhebliche Ursache und richterliche Erkenntnis entsetzt werden. Der Untertan konnte aber „zum Verkauf genöthigt werden, wenn er sein Gut oder das dazu gehörige Inventarium durch lieberliche Wirtschaft ruiniert.“

Auch hoshafte Widerspenstigkeit, Aufwieglung der Gemeinde, Verletzung der der Herrschaft gebührenden Ehrfurcht, überwiegender Hang zu Diebereien und Vergehen, die öffentliches Argernis erregen, berechtigten den Gutsherrn zum zwangsweisen Verkauf einer Bauernstelle.

Es handelt sich aber hier wahrscheinlich nicht um eine eigentümliche, also erbliche, sondern um eine unerblich-lasstitische Stelle, der rechts der Oder fast ausschließlich vorkommenden Besitzform, bei der es allein im Belieben des Gutsherrn stand, z. B. den Erben zu bestimmen oder die Stelle in andere Hände zu legen. Mit der Einschränkung allerdings, daß die „Ermission eines Unterthans, er sei Eigenthümer oder nicht, niemals ohne vorhergegangenes rechtliches Gehör und Erkenntniß“ verhängt wird. „Die Instruktion und Entscheidung gehören vor die ordentlichen Gerichte des Ortes“ sagt das Allgem. Landrecht, „die Gutsherrschaft oder deren Stellvertreter sind dabei als Kläger anzusehen.“

Die einseitige Machtstille des Gutsbesizers, sein Einfluß und seine Beziehungen zu den Lokalbehörden lassen als sicher unterstellen, daß sie sich um die Geseze wenig kümmerten und ihre Privatinteressen häufig auch ohne gesetzliche Stütze verfolgten. Wieviele Beschwerden mögen abgesandt worden sein, ehe sich das Königl. Ministerium veranlaßt sah, den Rechtsgedanken wie folgt in Erinnerung zu bringen: „Es ist angezeigt worden, daß die Gutsherrn durch allerlei unerlaubte Mittel die Wirthe aus den bäuerlichen Stellen zu verdrängen suchen. . .“⁴ „Es ist nämlich keineswegs die Meinung“, schreibt das Ministerium an anderer Stelle, „jezt die Conservation des Bauernstandes der Willkür der Gutsbesizer Preis zu geben.“⁵

Neben der schlechten Wirtschaftsführung als Ursache für die rückständigen Leistungen, die zur Entsetzung des G. aus seiner Stelle geführt haben, kommt vor allem Arbeitsverweigerung in Frage. Sie entspräche durchaus der geistigen Einstellung der ober-schlesischen Landbevölkerung jener Tage und fände ihre Begründung in den vielfach getäußchten Erwartungen der Bauern, die nun meinten, ihnen werde ihr Eigentum vorenthalten. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß infolge des durch die Befreiungskriege bedingten Aufschubes in ganz Oberschlesien bis 1818 nur 55 Regulierungen er-

⁴ Rescr. vom 20. Mai 1817.

⁵ Desgl. vom 26. Mai 1819.

folgt sind, deren geringe Zahl vor allem auch dem ständig wachsenden Widerstande der Gutsbesitzer zuzuschreiben ist.

Die Auseinandersetzung ist im großen und ganzen im Rahmen des Edikts von 1811 erfolgt, zu dessen Geltung die Stelle entzogen worden war. Das zur Verfügung gestellte Ackerland ist zwar etwas kleiner, als die mindestens 3 Morgen, die vorgeschrieben waren, und das Haus mußten die Erben sich selbst aufbauen. Diese Belastung scheint anzudeuten, daß G. die Stelle doch nicht so ganz grundlos verloren hat. Das Gericht hat aber durch diesen Vergleich doch gewissermaßen anerkannt, daß die uns unbekannte Ursache für die Rückständigkeit der Leistungen nicht gleich durch Stellenentzug geahndet hätte werden dürfen.

Nicht ohne Reiz ist die Betrachtung der Familienverhältnisse. Daß alle mit Ausnahme des Königl. Lieutenants nicht schreiben konnten und ihre Unterschrift durch drei Kreuze markieren mußten, kann den nicht wundernehmen, der die Schulverhältnisse in Oberschlesien zu Beginn des 19. Jahrhunderts kennt. Denn erst 1802 wurde das erste Lehrerseminar in Oberschlesien eröffnet, und die ganze Lehrerausbildung bestand bis dahin nur in einem 6wöchentlichen Kursus für die „Lehramtsanwärter“. Daß aber die Juliana G. nicht anzugeben vermag, welchen Familiennamen ihre Schwäger führen, geht über das – heutigentags wenigstens – Vorstellbare hinaus.

Das Haus, das sie selbst errichten mußten, ist wie fast alle Häuslerstellen dieser Gegend ein mit Schindeln gedecktes Schrotholzhaus. Seine Abmessungen decken sich nicht ganz mit dem im Vertrag angegebenen. Mit Ausnahme der Traufe ist das Dach heute mit Stroh gedeckt und wird von den Bewohnern selbst geflickt. Flur, Küche, Stube und Kammer mit dem vom Flur aus zugänglichen kleinen Stall bilden sozusagen den Wohnteil des Gebäudes, unter dessen Dach auch noch eine Lemne mit Banfen Platz finden. Eine Ziege, ein Schwein und einiges Federvieh finden im fensterlosen Stall mehr als bescheidene Unterkunft, und für das wenige Heu und Stroh reicht der kleine Scheunenteil hin.

Dieser schlichte Auseinandersetzungsvertrag enthüllt – leider nur zum Teil – eine jener vielen Tragödien im Leben des kleinen Mannes, die im Lärm der großen Ereignisse untergehen und doch häufig wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden. Eine ins Dunkle gehüllte Veranlassung läßt einen Robotbauer mit seinen Leistungen in Verzug kommen, führt zur Enthebung aus seiner seit 21 Jahren besessenen Stelle und gewährt seinen Nachkommen erst 13 Jahre später und erst nach seinem Tode ein schulden- und lastenfreies Heim, von dem alle Dienste für die Guts herrschaft abgelöst sind. Ein Vertrag ist mit Hilfe der Regulierungsgesetze geschlossen worden, der eine dienstpflichtige Bauernfamilie in dienstfreie Häusler umgewandelt hat, die nun ihren Lebensunterhalt nicht mehr oder nur noch zum kleinen Teil aus den Erträgen der Landwirtschaft bestreiten, sondern auf Lohnarbeit jeder Art angewiesen sind, und die nun mit offenen Armen von der menschenhungrigen oberschlesischen Industrie aufgenommen werden.

Günther Bialas, ein obererschlesischer Komponist

Von Universitäts-Professor Dr. Walther Vetter

Der in anderen Zonen unseres Vaterlandes beheimatete Deutsche, der „den Osten“ nur vom Hörensagen kennt, stellt sich beim Worte Oberschlesien in der Regel nichts anderes vor als eine unübersehbare Anzahl von Fabrikshöfen, die mehr mit Neuer Sachlichkeit als mit deutscher Romantik, sehr wenig jedenfalls mit Poesie und Musik zu tun haben. Erzromantiker aber wie Eichendorff, den obererschlesische Eindrücke zu lyrischen Gesängen begeisterten, und Carl Maria v. Weber, der sich die Inspiration zu seiner Waldmusik im „Freischütz“ aus der obererschlesischen Landschaft um Carlsruhe holte, belehren den Zweifler, daß in Oberschlesien auch Bäume wachsen und Wälder rauschen, ja daß eine schönheitsdurstige Künstlerseele sich dort zu erquicken vermag wie irgendwo.

Auch im obererschlesischen Menschen steckt ein reicher Schatz an Musik. Eichendorff, der Oberschlesier, ist dessen ebenfalls Zeuge, denn nicht zu Unrecht hat man die bedeutenden musikalischen Elemente seiner Lyrik sowohl wie seiner Prosadichtung wiederholt betont. Gewiß kommen die größten unter den deutschen Musikern nicht aus der Südostecke des Reiches. Aber einer der Erlauchten, Franz Schubert, ist der Herkunft seiner Vorfahren nach Oberschlesier; seine Ahnen waren bäuerliche Ansiedler im Neisser Lande.¹ Im übrigen können zahlreiche obererschlesische Namen genannt werden, die im Bereiche der deutschen Musik einen guten Klang haben.

Bereits im 16. Jahrhundert zeichnete sich Johannes Nicius, Zisterzienserabt von Himmelwitz, durch Komposition formvollendeter und gehaltvoller Motetten und Messen aus;² 1613 erschien aus seiner Feder eine Kompositionslehre. Für die obererschlesische Musikgeschichte ist Nicius deshalb besonders wichtig, „weil er einer der wenigen bedeutenden Komponisten ist, die lebenslang in der schlesischen Heimat gewirkt haben“.³ Etwas jünger ist der ungemein regsame Dichter, Musiker und Gelehrte Apelles von Löwenstern, der in erstaunlichem Maße „als geistiger Mittler zwischen seinen schlesischen Freunden und der literarischen Außenwelt gewirkt hat, daß die führenden Geister seiner Zeit von ihm bedeutende Anregungen empfangen“.⁴ Löwenstern, der im obererschlesischen Neustadt als Sohn eines schlichten Handwerkers geboren wurde und als

¹ Vgl. W. Vetter, „Franz Schubert“, Potsdam 1934, S. 8 f. - Die Mutter des Komponisten und sein Urgroßvater väterlicherseits stammten aus Judmantel am Fuße der Bischofskoppe.

² Vgl. B. Widmann, „J. Nicius, Abt von Himmelwitz, ein Altmeister der klassischen Polyphonie“, in der Zisterzienser-Chronik, 32. Jhrg., Bregenz 1920, S. 1 ff.; E. Kirsch, „Von der Persönlichkeit und dem Stil des schlesischen Zisterzienser-Komponisten J. Nicius“, Breslau 1926; Neudruck dreier Kompositionen des Nicius (Ein geistliches Klagelied, Venebrae factae sunt, Das heilige Vaterunser), hrsg. von B. Widmann, Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln und R. Littmann, Breslau 1933.

³ E. Kirsch, a. a. O. S. 5.

⁴ P. Epstein, „Apelles v. Löwenstern“ (Schriften des Musikal. Instituts bei der Universität Breslau, hrsg. von M. Schneider, Bd. 1), Breslau 1928, S. 23.

Kaiserlicher Rat, mit dem Adel bedacht, in Breslau starb, erhielt von Erdmann Neumeister in seinem Lexikon De poetis Germanicis (1695) den Ehrentitel eines Magnum olim urbis Wratislaviae ornamentum. Bereits in den Umkreis der neueren, unter uns allen lebendigen Musik führt uns der 1769 in Grottkau geborene ungemein fruchtbare Komponist Josef Xaver Esner durch seine Beziehungen zu Chopin, der sein Schüler wurde. Im 19. Jahrhundert machte der fleißige und tüchtige Heinrich Schulz-Beuthen viel von sich reden. Als begabter Musiker und rastlos tätiger Gelehrter und Sammler schuf der aus Bielau bei Neisse stammende Emil Bohn eine gewichtige Tradition, von der wir heute noch dankbar zehren.⁵ Weitere gute oberschlesische Musikernamen der neueren Zeit sind Alexis Holländer als Pianist, Dirigent, Pädagoge und Komponist, Karl Zuschneid, der Verfasser vielbenützter methodischer und instruktiver Werke für Klavierspieler, der katholische Kirchenkomponist Max Fille, sowie Arnold Mendelssohn, ein evangelischer Kirchenkomponist von hohem Range. Ferner der namentlich als Liederkomponist gefeierte, aber auch auf fast allen anderen musikalischen Schaffensgebieten ungemein bewährte, erst kürzlich und damit viel zu früh dahingegangene Richard Weg⁶ und der rüstig unter uns schaffende, als Komponist und Erzieher gleich bemerkenswerte Hermann Buchal.

Die wenigen soeben aufgezählten oberschlesischen Musiker, denen unschwer noch manche anderen hinzugefügt werden könnten, haben immerhin etwas wie eine Überlieferung, eine musikalisch-geistige Atmosphäre im oberschlesischen Raume geschaffen. Gewiß haben die meisten von ihnen nicht in Schlesien, geschweige in Oberschlesien, gewirkt; aber sie sind oberschlesischen Blutes und v e r p f l i c h t e n denjenigen, der, e i n e r Abkunft mit ihnen, als Musiker schaffend vor die Öffentlichkeit tritt. Solch einem Jungen, stürmisch und sonderartig werdenden, Günther Bialas, gelten diese Zeilen. Wenn sie bisher in bunter Folge die verschiedensten Namen, nur nicht den seinigen anführten, geschah es, um ein, zunächst landschaftlich eng umzirktes, Erbe zu bezeichnen, das auch er zu respektieren hat.

Bialas stammt aus dem bis 1922 preussischen Bielschowitz, unweit Hindenburg, einem heute etwa 14 000 Seelen zählenden Dorfe. Er ist jetzt ein Achtundzwanzigjähriger. Der Vater war Lehrer. Die Familie hat Musikerblut, auch der aus Westpreußen stammenden Mutter rühmt der Sohn Liebe zur Musik nach. Frühzeitig regte sich auch in ihm der musikalische Trieb. Auf den Gymnasien in Königshütte und Kattowitz mögen ihm bald die Noten lieber als die Vokabeln, das Komponieren wichtiger als die Extemporalien gewesen sein. Vorübergehend lernte er, wie so manche oberschlesische Jugend unserer Tage, auch das Grubenarbeiterleben kennen. Gerade solche Erlebnisse pflegt ja der geistig und künstlerisch beanlagte Mensch, sofern er sich von ihnen nicht erdrücken läßt, im späteren Leben vielfältig auszumünzen. Die Kunst als Lebensziel stand frühzeitig fest; eine Zeit lang schien es allerdings die Malerei werden zu sollen.

⁵ Vgl. W. Vetter, „Das frühdeutsche Lied“, Münster 1928, Bd. 1 S. XIV, Bd. 2 S. 147.

⁶ Vgl. den „Oberschlesier“ XVII 38 (J. Herrmann) und 93 (G. Strecke).

Vor der Berliner (Charlottenburger) Zeit ein dreijähriges Studium an der Heimatuniversität Breslau, wo Bialas namentlich durch den bekannten Germanisten Theodor Siebs tiefere Eindrücke empfing. Von Musikern haben auf ihn persönlich eingewirkt in Rattowitz Fritz Lubrich d. J., in Berlin (Akademie für Kirchen- und Schulmusik) Hans Joachim Moser, Waldemar v. Baußnern, Robert Hernried und in Breslau sein mit ihm befreundeter ober-schlesischer Landsmann Heribert Ringmann, gleich beachtlich als Dirigent wie als Musikforscher (Herausgeber des Glogauer Liederbuchs). Unter den namhaften schöpferischen Musikern begegnen ihm im Geiste etwa Béla Bartók, sofern dieser sich zu älteren Meistern wie Beethoven und Bach, sowie zum Volkslied bekennt, und Paul Hindemith, insoweit er zu Tonalität, gestraffter Formgebung und positivem Ethos zurückkehrt.

Seinen „Sturm und Drang“ scheint Günther Bialas bereits hinter sich zu haben. Dieser stand mit unter dem Zeichen J. S. Strawinskys. Letzter Nachklang davon könnte des jungen Komponisten Vorliebe für ostinate Rhythmenführung sein, jedoch artet diese Rhythmik bei ihm neuerdings nicht mehr aus in eine ungeistig-maschinemäßige Motorik. Bei der mit höchster Wahrscheinlichkeit zu erwartenden fortschreitenden Abklärung seines Talentes wird sich seine ausgeprägte Rhythmik den anderen positiven Eigenheiten seines Stils ebenbürtig gesellen: der Diatonik, die nichts weiß von konsequenter Zwölftonmusik oder gar Vierteltönerei; der Linearität, die, einer angeborenen Urbegabung zur polyphonen Haltung entsprungen, jede eigentliche harmonisch-akkordische Bindung mißachtet, jedoch harmonische Deutungsmöglichkeiten in jedem Falle offenläßt; einem freudigen Formgefühl, das willig das Gesetz in der Freiheit anerkennt und als relativ unverbindliche Fesselung die Variation bevorzugt; endlich dem Volkston, und zwar entweder in der volkstümlich angehauchten Thematik oder der direkten Verwendung von Volksliedmelodien.

Diese Musik hat sich auf keinerlei „Jesmus“ festgelegt, das ist das Gesunde an ihr, gleichviel ob es Musik für Klavier,⁷ Sologesang,⁸ Chor,⁹ Kammer-,¹⁰ oder Orchester-,¹¹ ob es Schul-,¹² oder Volksmusik¹³ ist. Hier handelt es sich nicht um Realismus

⁷ Klavierstücke für 3 (!) und 4 Hände (handschriftlich).

⁸ Lieder für eine tiefe Frauenstimme, Bratsche und Klavier auf Texte von H. Gaupp (hdschr.). - Gesänge für Mezzosopran und Orchester auf Texte von K. M. Rilke (hdschr.).

⁹ Vier Chöre nach Gedichten von J. Chr. Günther (hdschr.).

¹⁰ Kanon für 2 Violinen, Bratsche und Violoncello und Passacaglia für 3 Violinen; in „Pro Musica“, Organ für neue Musik, hrsg. von F. Jöde u. a., Heft 7 (Schulmusik), G. Kallmeyers Verlag, Wolfenbüttel.

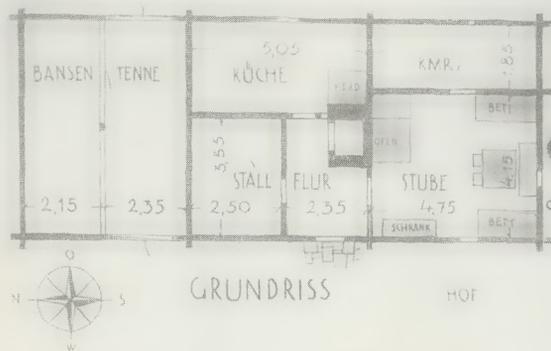
¹¹ Kleine Konzertmusik für Orchester und Klavier. Musik zur „Endlosen Straße“ (E. Graff): beides hdschr.

¹² Beiträge zu den Schlesiſchen Schulliederblättern, hrsg. vom N.E. Lehrerbund, Verlag K. Littmann / Breslau; Beiträge zur „Singstunde“, Lieder der Zeit, Verlag G. Kallmeyer; Beiträge (z. B. „Fröhlicher Aufzug“ für Klavier im Heft „Das Charakterstück“) zu den historischen Reihen, hrsg. von Martens und Münnich. Musik für den Feierabend, Kantate für 2-stimm. Chor, Vorsänger, Streichorchester und Flöte (hdschr.). „Schlaraffenland“, Kantate für Kinder-

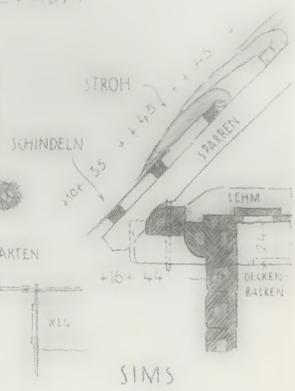


Zu Georg Schuh, Entstehung einer Häuslerstelle im oberschlesischen Industriegebiet

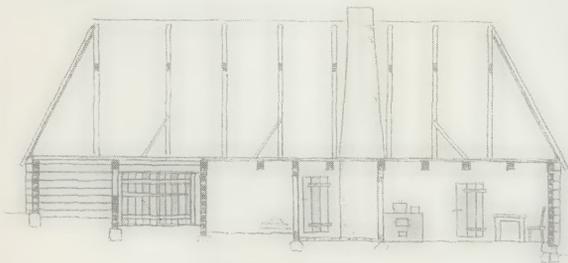
HAUS DES ROBOTBAUERS SCZYRBA



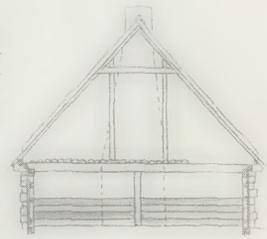
GRUNDRISS



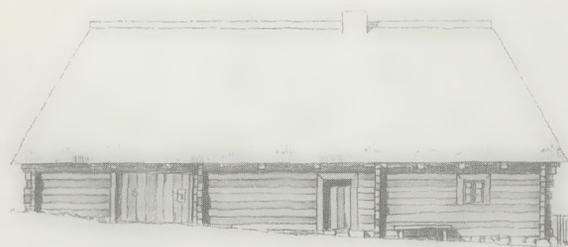
SIMS



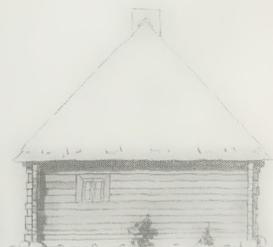
LÄNGS-SCHNITT



QUER-SCHNITT



HOF-ANSICHT



GARTEN-ANSICHT

ALBERT HERR

oder Naturalismus, Impressionismus oder Expressionismus, aber auch nicht um aufgewärmte Romantik (die romantische Gefühls- und „Inhalts“-Seligkeit überwunden zu haben, ist sogar eines der unbestreitbaren Verdienste jener „Ismen“!) –, vielmehr es handelt sich um die Früchte eines sympathisch lebendigen Musikantentums, um ein Ding nicht für Dichter und Ästhetiker und Philosophen, sondern letzten Endes um nichts als um – Musik.

Der Gang zur Verundeutlichung und zum Anorganischen, zu Asymmetrie und Formlosigkeit, die Neigung zu Spott und Ironie, zu Parodie und Persiflage, das heißt: alle jene Zerstückelungserscheinungen, die namentlich in den Jahren 1918–28 einen beträchtlichen Teil der deutschen (und der internationalen) Musik kennzeichnen, sind in Günther Bialas' Kompositionen zerstückelt und verweht. Es ist in ihnen etwas Hartes, Reines, zuweilen Strenges, ähnlich wie bei Heinrich Kaminski, Günther Raphael, Kurt Thomas und anderen, mit deren reiferer Geistigkeit der – jüngere – Bialas zwar noch nicht zu wetteifern vermag, denen man sein Wollen jedoch dank verwandter geistig-seelischer Zielsetzung vergleichen darf.

In der Gesangsmusik wird solches Streben am ehesten deutlich. Nirgends wird der Text rein verstandesmäßig „interpretiert“. Nicht für die Sehnen, Nerven und Blutgefäße des Gedichtes interessiert sich der Komponist, sondern für den geistigen Umriss und die seelische Kontur. Scheinbare Deklamationshärten und Betonungsmängel gehorchen dem inneren Zwange, die melodische Linie zu wahren. Bekanntlich stritten sich ältere Zeiten immer wieder über die Frage, ob im gesungenen Liede dem Worte oder dem Tone das Vorrecht gebühre (die Problematik von Goethes Verhältnis zum musikalischen Liede im allgemeinen und zu Franz Schubert im besonderen hängt damit zusammen): bei Bialas finden sich, wie bei manchem andern unter den Heutigen, Ansätze zur Lösung dieser Frage. Die Musik bewahrt voll ihr Recht, aber auch die Dichtung wird kaum versehrt, weil sich nämlich der Komponist nicht dichterischer gebärdet als der Dichter selbst.

Bewußte Altertümelei ist Bialas fremd, aber dem gesunden Zuge unserer Zeit nach schöpferischer Nutzbarmachung eines halben Jahrtausends deutscher Musik hat sich unser Oberschlesier nicht versagt. Hier bewährt sich, nebenbei bemerkt, die wachsende musikgeschichtliche Einsicht unserer Zeit, die auch diesen Musiker nicht gänzlich verschont hat. So gemahnen die Bildkraft und Klangplastik, die rhythmische Entschiedenheit und gebärdenhaft deutliche (stets linear durchwirkte) Melodik der Kleinen Konzertmusik für Orchester und Klavier an Brandenburgische Konzerte eines Bach oder Concerti grossi

chor und Streicher (Hdschr.: aufgeführt in Schulen in Berlin, Wittenberg usw.).

¹³ Variationen über ein Volkslied für 2 Violinen und Bratsche, im „Spielmann“ IV, hrsg. von F. Jöde, Kallmeyers Verlag. Variationen über ein oberschlesisches Volkslied, Beilage zum „Musikanten“ (Jose Blätter Nr. 165), Kallmeyer. Schlesische Volkslieder in 3-stimm. Satz für Knabenchor (Hdschr.). Chorvariationen über die oberschlesischen Volkslieder „Als ich noch den Hausherrn spielte“ (s. die Beilage dieses Heftes!) und „Sitzt da ein Häselin an dem Rain“ (Hdschr.).

eines Händel (im Andantino mit bewußt mozarteskem Einschlag) —: gewiß kann hierin keine Bewertung liegen, wohl aber eine Charakterisierung.

Dem Dienste am Volksliede und an dem ganzen Komplex der Schulmusik, die, will sie nicht entarten, bodenständig und volkstümlich bleiben muß, kommen solche Tugenden der Plastik und Bildkraft ungemein zugute. Mit geistreichelnder Kakophonie leidet man hier ebenso Schiffbruch wie mit romantisierender Empfindlei. Günther Bialas vermeidet dieses Extrem stets, jenes in der Regel. Den sehr sparsamen, fast primitiven melodischen Gehalt des oberschlesischen Volksliedes „Als ich noch den Hausherrn spielte“¹⁴ weiß er mit den sagetechnischen Mitteln der Polyphonie und den formalen Möglichkeiten der Variation ungemein anzureichern, trotzdem beläßt er dem Kinde des Volkes sein schlichtes Gewand (man beachte besonders den Rehrhein!).

Günther Bialas, der als Assessor an der Breslau-Carlöwiger Frauen-Oberschule musikerzieherisch tätig ist, gehört erfreulicherweise nicht zu den (in der deutschen Musikgeschichte einstmals leider zu häufigen) Stiefkindern des Glücks und nicht zu den verkannten Genies. Seiner Begabung trug man weitgehend Rechnung. Bereits vor Jahren gehörte er zusammen mit Heinrich Kaminski, Armin Knab, Ludwig Weber, Gerhard Maß und anderen unternehmenden Musikern, die teilweise, wie er selbst, mit der musikalischen Jugendbewegung nähere Berührung hatten, zum „Kreis der Zwölf“, der in den Darbietungen des Hamburger Senders eine Rolle spielte. Neuerdings hat der Reichsfender Breslau an Bialas wiederholt seine Kulturaufgabe bewährt, indem er zahlreichen seiner Kompositionen zur Aufführung verhalf, und auch der Konzertsaal hat sich ihm nicht verschlossen. Nichtsdestoweniger tut weitere Förderung und breites öffentliches Interesse für ein Talent not, das, nach vielversprechenden Anfängen, voll sich zu entfalten erst dann vermag, wenn es auf denjenigen Widerhall zählen darf, dessen Gewißheit eine der Vorbedingungen jedes künstlerischen Schaffens ist.

¹⁴ Vgl. die Notenbeilage dieses Heftes.

Meister Mozarts Gleichnis

Von Friedrich Deml

Folgendes hat Mozart in einer gelösten Stunde erzählt, einigen seiner Freunde, die ihn priesen, zum Nachdenken.

„Ihr sprecht von meiner Heiterkeit. Wohlan, ich will euch eine Begegnung berichten, damit Ihr wisset, woher dieser selige Drang aufbricht; denn von Natur bin ich schwermütig und trübe. Das Unglück und die Unvollkommenheit der irdischen Dinge haben mich gar oft niedergedrückt und mein Gemüt verbittert.

Ich sehe, Ihr lacht, Ihr wollt es besser wissen; meine Musik zeuge wider mich und meine Behauptung; nun – gemacht – aus Trauer fließt wunderbarer Trost, und das Dunkel muß das Licht gebären.

Einmal – vor Jahren wars – in Salzburg – ging ich zur Vollmondzeit im Garten Mirabell spazieren. Ich hatte bis Mitternacht in Tönen geschwelgt und war doch nicht erlöst worden von meiner Unruh. Das Blut drängte seltsam. Ich stand an der Schwelle des harten Mannesalters und nahm widerwillig Abschied von der Jugend. Ich hätte gerne das Rad der Jahre zum Stillstand gebracht. Unbefangenheit und Hoffnungstorheit meiner frühen Kunst wichen einer großen, schweren Schaar in die Zukunft. Ich hielt Rast auf einem Vorberg, der wenig Schweiß, nur süße Mühe gekostet hatte und sah auf eine eisige Gebirgskette, die es zu erstürmen galt; dort auf den Gipfeln vielleicht lag die Unsterblichkeit.

Aber, wie gesagt, ich war zage und weich, den Stimmungen hingegeben; selbst diese schöpferische Nacht hatte mich nur tiefer mein Elend fühlen lassen, ohne daß ich mir Rechenschaft geben konnte, aus welchen Gründen dies Wesen wuchs. Genug! Ich war trunken gewesen und nun erwacht und fieberte. Ich hatte im Spiegel die ersten grauen Haare an der Schläfe entdeckt.

So floh ich, meine Sehnsucht zu kühlen, aus dem schwülen Zimmer hinweg in den atmenden Park. Es war Frühsummer. Die Brunnen plätscherten achlos im Becken, die Statuen schimmerten bleich und ein Junikäfer stieß knarrend in mein Gesicht. – Ich wurde hingezogen durch blühende Aileen; der Duft aus Rabatten und Beeten gerann zu farbiger Wolke; man mußte durch seine Schwaden hindurchstoßen, um nicht betäubt zu werden. Ich war wie im Traumzustand.

Endlich kam ich leise schwankend zu einer Nische, die von Sargsmauern umgeben, ein hübsches Naturtheater bildete. Einige Steinbänke standen vor der umgrenzten Fläche. Man konnte sich niederlassen und auf die Hochzeit der Glühwürmchen achten, die aus den Büschen lautlos sickerten.

Auf einmal, während meine Blicke noch im grünen Dämmer hingen, stieg der Mond hinter der lebenden Wand empor wie eine weiße Hostie. Er blendete; ich schloß die Augenlider. Als ich sie wieder öffnete, glaubte ich einen Spuk zu sehen.

Auf der Bühne des Kleinen Theaters hockte ein silbernes Gerippe, mit gekreuzten Beinen

und blies auf der Flöte; in derselben Haltung wie man auf antikeischen Bildern einen Hirtenknaben darstellt. Ich starrte entsetzt und horchte gebannt auf die Töne, die dem schlanken Rohr entquollen. Heiterkeit strömte aus dem Munde des Todes. Ich zitterte vor Freude; je länger ich lauschte, desto vertrauter wurde die Melodie. Hatte ich sie einstens selber gefunden und war sie verloren gegangen?

Und das Wunder geschah: um das dürre Gebein wuchs blühendes Fleisch. Ein junger Gott spielte ins All. Der Reigen der Sterne drehte sich nach seiner Musik.

Mein Blut in den Adern funkelte; ich hatte das Lied zu Ende gehört. Und der Tod hatte sich gewandelt in Leben und die Wehmut in Seligkeit.

Als ich mich erhob, um den Zauber zu greifen, zerfloß er zu Nichts, zu Mondlicht und schönem Wahn.

Da ging ich getröstet nach Hause."

Nachdem Mozart dieses berichtet hatte, mit anmutiger Gelassenheit und sparsamen Gebärden, dachten die Freunde eine Weile nach.

Endlich nahm einer das Wort und sagte:

"Verehrter Meister! Ihr habt ein Gleichnis erzählt; ein Nest Undeutbarkeit bleibt; wenn wir auch ahnen, daß Leben und Tod sich aufheben in rätselhafter Weise; wenn wir auch staunen, daß der Quell der Freude dem leidenden Herzen entquillt."

Mozart nickte und wiederholte: "Ja, Ihr Lieben, Rätselhaftigkeit bleibt"

Ein Wagen Wurzeln

Von Victor Kaluza

Dorfwärts fuhr ein Wagen mit Wurzeln beladen.

Die Pferde legten sich mächtig ins Geschirr, und der Fuhrmann stemmte die Schulter gegen die Kunge.

Die Räder knarrten, als drohten sie unter der Last zu zerbrechen.

Sind Wurzeln denn so schwer, fragte ich mich verwundert.

Da sah ich hundert Hände hemmend in die Speichen fassen, sah ich hundert Hände verzweifelt ins Leere greifen.

Das graue Geflecht, es glich den gestäubten Gesichtern gefesselter Gnomen.

Ich erschrak.

Ein Wagen Wurzeln, wieviel Wald ist das.

Herder und der nahe Osten

Von Heinrich Koitz

Ein kurzer Gang durch die Bücher und Zeitschriften der letzten beiden Jahre überzeugt auch den weniger aufmerksamen Leser von dem unbestreitbaren Gesamteindruck, daß wir einer überaus tiefgreifenden und in ihren Wirkungen heute noch nicht abzuschätzenden Herder-Renaissance entgegengehen. Das überaus reiche und mannigfaltige, in seinen offenen und anonymen Ausstrahlungen unendlich lebendige Gedankengut Johann Gottfried Herders, das über ein Jahrhundert lang - nur von wenigen betreut und geachtet - verstaubt in der Schublade der Nation geruht hatte, wird in immer stärkerem Maße wieder ans Licht des Tages geholt; die Zahl der Arbeiten über Herder mehrt sich von Jahr zu Jahr und immer häufiger wird der große Geist, der ebenso an der Schwelle von Sturm und Drang wie an der Schwelle der Romantik stand und in seinem Lebenswerk eine eigenwillige Brücke über alle Spannungen der deutschen Klassik schlug, als Kronzeuge der Gegenwart angerufen.

Diese Herder-Renaissance kommt nicht von ungefähr. Mit Recht versuchte Josef Nadler schon vor Jahren an der Gegenüberstellung Herder-Goethe zu zeigen, wieviel der deutsche Nationalismus gerade diesem schlesischen Ostpreußen verdankt, der als erster in einer Zeit internationaler Aufklärung an die Grundfesten des Staates rührte und das Volk wieder in den Mittelpunkt der Geschichte stellte, - das Volk mit all seinen ersten Regungen nationalen Bewußtseins, mit Sprache und Dichtung.

„Herder ist wie ein lebendiger Strom, immer flüssig, immer uns nahe, weil er mit uns strömt, immer neues Leben schaffend, da wir selber mit ihm treiben, durch seine Kraft wachsen und reicher werden... Nicht Goethe, sondern Herder war es, der im späten 18. Jahrhundert das deutsche Anlitz zu wandeln begann... Herder war es, der zuerst den Begriff des lebendigen Volksorganismus erfaßte und ihn mit kongenialer Einfühlung an den verschiedensten völkischen Einzelgebilden durchgeführt hat“.

Neben diesem grundlegenden Urteil Naders steht die kleine, aber ausgezeichnete Arbeit von Hermann Hefele, der die Herdersche Programmatik vom Geist der Geschichte in sinnvoller Übersicht zusammenstellt, neben Hefele Möller van den Bruck, dessen Herderkapitel im „Ewigen Reich“ zu den besten Beweisen der knappen Darstellungskunst Möllers gehört und die großen Wirkungen Herders in den nahen Osten abzeichnet.

Auch daß man Herder so lange vergaß, versteht sich fast von selbst. Dieser Mann, dessen Blut und Geist aus schlesischen wie aus ostpreussischen Traditionen gemischt ist, der seine ersten Arbeiten namenlos in die Welt schickte und dessen Werk in der Literaturfabrik der Gebrüder Schlegel ohne Nennung seines Namens ausgebeutet wurde, birgt in seinem Wirken so viel schlesische Elemente, daß es unverständlich bliebe, wäre er schlesischem Schicksal entgangen: verkannt und verachtet durch seine Zeit zu gehen und erst später in mythischer Lebendigkeit als reiche Ernte aufzublühen. Noch um 1900 war die Kritik an Herder stärker als die Anerkennung, und sein schlesisches Erbe: die Zersplitterung großer und weiser Gedanken in leicht hingeworfene Aphorismen machte es seinen Gegnern, die ungeprüft die herbe Kritik Kants nachbeteten, recht einfach, den spröden, in den umständlichen und altväterlichen Sprachformeln des ausgehenden 18. Jahrhunderts verkleideten Geist achselzuckend beiseite zu schieben. Man unterstrich die Schwächen seiner Menschlichkeit und verkleinerte den weit ausgreifenden Schwung seiner sehenswerten Geschichtsbetrachtung.

Inzwischen aber sprach die Geschichte selbst ihr Wort: im Rahmen der erschütternden und von tiefer Tragik durchfluteten, Jahrhunderte lang andauernden Kraftabgabe deutschen Geistes in den Osten ist das Kapitel Herder eines der klarsten und bezeichnendsten. Mit Recht nennt Möller van den Bruck, sich damit klar zur Schülerschaft bekennend, Herder den „Vater der jungen Völker“. In der Tat hat keiner der Großen im Reiche deutschen Geistes eine so nach-

haltige und das Gesicht der Länder so verändernde Wirkung in den Osten ausgeübt wie Johann Gottfried Herder.

Seit seinen Rigaer Anfängen hat er ununterbrochen an vierzig Jahre hindurch in seinen Untersuchungen über den Ursprung der Sprache, in seinen Ausgrabungen der alten Volkslied-Poesie, in seinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen und nicht zuletzt in den heimlichen Träumen seiner Tagebücher zum europäischen Osten gesprochen. Was er erkannte und was er schrieb, hat teils direkt, teils durch die deutsche Romantik seinen Weg in den europäischen Osten genommen und hier geschichtliche Wirkungen ausgelöst, die wir heute noch verspüren. Wir besitzen auf diesem Gebiet bereits eine erhebliche Anzahl von Spezialstudien, vor allem aus der Feder des Prager Dozenten Konrad Bittner; diese Arbeit der wissenschaftlichen Einzelfeststellung steht noch mitten im Werk. Immerhin lassen sich bereits einige Grundlinien feststellen, die auch durch weitere Einzel Forschungen - wie sie vor allem noch für Polen, das Baltikum und Finnland bisher fehlen - sachlich nicht mehr erschüttert werden könnten.

Wie stark Herder - und zwar nahezu ausschließlich Herder - an der Schwelle der Wiedergeburt des tschechischen Nationalbewußtseins gestanden hat, ist heute nahezu Allgemeingut. Die Palacký, Safarik und Kollár sind unmittelbare Erben der Herderschen Grundthese über das Slawentum und haben nicht verfehlt, bei allen ihren publizistischen Arbeiten sich immer wieder auf den großen Mann aus Weimar, den kongenialen Gefährten Goethes, zu berufen. Im Geiste Herders versuchten sie - und es gelang ihnen nur allzu gut - die bereits absterbende heimatische Sprache neu zu beleben und das Nationalbewußtsein ihres Volkes aufs Neue wachzurufen. Sie fanden in Herder den unbestreitbaren Kronzeugen für die allgemein-menschlichen Aufgaben des Slawentums und erwarben sich am göltigen Zeugnis eines deutschen Geistes die tiefe Berechtigung für einen frischen Nationalstolz. Noch Masaryk, der sein Volk in das Stadium gesicherter Eigenstaatlichkeit hinüberführte, beruft sich immer wieder auf Herder.

Eine ähnliche, den Panlawismus geistig fundierende Wirkung übte Herder auch bei den südslawischen Völkern aus. Die der deutschen Klassik eigentümliche Vorliebe für das serbische Volkslied hatte die ersten Fäden von Weimar zum Balkan geknüpft; nachdem so einmal das Tor geöffnet war, strömte die Herdersche Geschichtsphilosophie und sein gedankentieferes Bild vom lebendigen Volkstum ungehemmt und leidenschaftlich willkommen geheißen auch in die südslawischen Stämme ein.

War es bei den Tschechen und bei den Südslawen vor allem das panlawische Ideal Herders, das so tiefgreifende Spuren hinterließ und diese Völker ein Jahrhundert lang nicht mehr zur Ruhe kommen ließ, - so knüpfte sich für die Polen und Russen, die von einer anderen staatlichen Wirklichkeit ausgehen konnten, ein anderer Zusammenhang in Herders vielfach verschlungener Weltbetrachtung. In Polen sprach Herder zunächst einmal durch den Mund Brodzinski, des halbklassischen Gelehrten und Dichters, der in zahlreichen Übersetzungen und eigenen Arbeiten für die deutsche Klassik im Allgemeinen und für Herder im Besonderen eintrat. Neben Brodzinski machte sich bald die polnische Jugend in Lemberg und der lebendige Kreis der Wilnaer Philomathen unter der Führung von Mickiewicz bemerkbar. Alle diese Einzelwirkungen und Einflüsse verbanden sich bald zu dem großen Bild des polnischen Messianismus, für den Hoene-Wronski und Lowianski in die Bresche sprangen. Diese Philosophie slawisch-chilastischer Hoffnungen, die ein seltsames Gemisch völkischer und religiöser Leidenschaft war, umklammerte ebenso die großen, dichterischen Leistungen der Mickiewicz, Slowacki und Krasiński wie die zähen politischen Bemühungen des polnischen Volkes um eine neue Form staatlicher Existenz. Alle diese Ströme haben in Herder ihren Quell und Ausgangspunkt; zahllos als Zeuge und Anreger berufen, bisweilen aber auch namenlos - so geht die Gestalt des ostdeutschen Herder durch die polnische Geschichte des 19. Jahrhundert und gibt - Pilsudskis „Bibula“ bezeugt sie nachdrücklichst - der Neuformung polnischer Staatlichkeit im 20. Jahrhundert die philosophische Basis.

In Rußland vereinigen sich die von Herder ausgehenden panslawistischen und messianistischen Ströme zu einer stillen, aber umso tiefer greifenden Wirkung: Puschkin, Gogol, Turgenjew, Tolstoj, - sie alle, die im 19. Jahrhundert das geistige Gesicht Rußlands bestimmen, und mit ihnen die großen Kritiker und Publizisten des Landes, allen voran Herzen, Bielinski und Solowiew, zehren vom geistigen Gut Herders. Slavophilen wie Westler finden auf der Brücke über Schelling und Hegel in ihm die Überwindung Werthers und nicht minder die Überwindung Byrons, des zweiten großen Europäers, dessen Schatten über Osteuropa liegt.

Im Baltikum sind es wieder andere Töne, die durch Herders geistiges Wirken angeschlagen werden. In Riga hatte Herder das kleine völkische Leben der Litauer, Esthen und Letten aus nächster Nähe beobachten können; an ihren Liedern unternahm er die ersten großen Versuche, das Wesen eines Volkes aus seiner Poesie zu erkennen. So selten sonst in Herders Leben und Schaffen bewußt soziale Töne anklängen, - hier erkannte er die unüberbrückbare Spannung, die zwischen dem Leben der deutschen Herren und der dürftigen Existenz der fremdvölkischen Basis bestand. „Alle für des Deutschen Schüssel!“ - dieser Grundton in einem der baltischen Lieder Herders machte ihn zum Mittler baltischen Volkserwachens, sodaß sein Werk - und allem anderen voran diese schlichten lettischen, esthnischen und litauischen Volksesänge - auch im Baltikum den Anbeginn einer neuen geschichtlichen Epoche abzeichnet.

Selbst im hohen Finnland offenbaren sich unbestreitbar und von allen anerkannt die tiefen geistigen Wirkungen Herderscher Gedanken. Frühzeitig, sofort nach der 1809 erfolgten Trennung von Schweden, bewirkte Herders „Adraستا“ eine starke Wiederbelebung der finnischen Dichtkunst. Unter der Wucht der Herderschen Anregungen schuf Lönnrot - der Herderschüler Gottlund und der deutsche Forscher von Schröter hatten dieses Werk unmittelbar vorbereitet - das große finnländische Nationalepos „Kalevala“. Im nationalen Neubau Finnland hat dieses Epos, auf der unerschütterlichen Basis Herders ruhend, unendlich viel bedeutet; es ist den Finnen ein nationales Heiligtum, ein Symbol finnischer Selbständigkeit, eine Magna Charta bodenständigen finnischen Geisteslebens geworden.

So rundet schon ein kurzer Überblick das erschütternde Bild der unaufhörlichen geistigen und politischen Nachwirkung Herders im gesamten europäischen Ostraum. Unter all den Deutschen, die der Welt etwas zu geben hatten und die geistige Entwicklung anderer Völker ein starkes Stück vorwärtstrugen, steht Johann Gottfried Herder in der ersten Reihe. Gerade seine tiefe Volksgebundenheit, der freie Schwung seiner aphoristisch aufleuchtenden Gedanken, und nicht zuletzt die ihm als typisch schlesisches Erbe verbliebene Mannigfaltigkeit der Weltblicke, die ihn zu einem der ersten großen Anreger gemacht hat, - alles dies zusammen hat dem zu Lebzeiten umstrittenen ostpreußischen Schlesier nach seinem Tode einen Aktionsradius von ungeheurer, ganze Völker aufwühlender Wucht geschaffen, dessen Ausweitung sich kaum mit ähnlichen Prozessen der deutschen Geistesgeschichte vergleichen läßt.

Selbstverständlich, daß ein solcher Anreger-Geist erst recht im eigenen Volk unverschlüsselt tiefe Spuren hinterlassen hat. Sie sind im 19. Jahrhundert sichtbar und greifbar, wohin man sich nur wendet: bei Niehl und Nagel, bei der modernen Geographie und Landschaftskunde, - die neuzeitliche Geopolitik verdankt ihm nicht weniger als die Geschichtsphilosophie der Gegenwart. Selbst in der politischen Ebene macht sich diese Herder-Renaissance deutlich bemerkbar; der Nationalsozialismus zählt ihn mit Recht unter die Vorahnen künftigen, erneuerten Volkstums und selbst die deutsche Ostpolitik der letzten Jahre setzt wieder bei Herder ein.

Herder war der erste Tatsachendeuter des Raumes und der Landschaft, der erste, der eine Metaphysik der Völker schuf, der Vater moderner Nationalkultur, der erste, der 150 Jahre vor Möller van den Bruck Werte der Zukunft und einer neuen Jugend aus dem Osten brachte. Als erster Deutscher hatte Herder einen großen, leidenschaftlichen Rußland-Traum, die gesamte neue Geschichtsschreibung ruht auf der von ihm gewonnenen Basis. Ihn im Bewußtsein der Nation wieder auf den rechten Platz zu rücken, ist nichts als eine Pflicht der Gerechtigkeit.

Dr. Kurt Bimler: Das Piastenschloß zu Brieg

Lieferung 2 von: Schlesiſche Burgen und Renaissanceſchlöſſer. Verlag Maruſchke und Berendt. Breslau 1934.

Der vorliegenden Unterſuchung über das Piastenschloß zu Brieg ging die Darſtellung der ehemaligen Kaiſerburg in Breslau voraus, ferner der erſte Abſchnitt: Frührenaissance des Forſchungsberichtes über die ſchleſiſche Renaissanceplakſtik. Das wichtigſte Ergebnis für das Schloß Brieg iſt wohl die Klarſtellung darüber, daß der für die herrliche Schmuckfaſſade verantwortliche Bildhauer und Architekt der Breslauer Andreas Walther geweſen iſt, deſſen Bedeutung für Schleſien die genannte Schrift über die ſchleſiſche Frührenaissanceplakſtik bereits aufhellte. Damit haben die beiden Buchſtaben A. W. der Künſtlerſignatur über den Fürſtenſtandbildern in Brieg nummehr ihre Deutung gefunden. Weiter ergibt ſich aus den Forſchungen Bimlers, daß der oft genannte Jakob Parr aus der Künſtlerliſte des Brieger Schloſſes zu ſtreichen iſt. Als Architekt mit künſtleriſcher Schulung beteiigt iſt Franz Parr, der ſpättere Hofarchitekt des Mecklenburger Herzogs und des ſchwediſchen Königs Guſtav Waſa. Gehilfen waren Brüder von Franz Parr, alle Bildhauer von Beruf. Andreas Walther hat 1536, dann aber vor allem in den Jahren 1549-1554 in Brieg gearbeitet für Herzog Georg II., den er mit ſeiner Gemahlin als Standfiguren an der Faſſade porträtierte. Die von Bimler gegebene Grundrißzeichnung weiſt den gotiſchen Beſtand des Schloßbaues nach, den Fortgang der ſpäteren Erweiterungen, den Zuſtand im 18. und 19. Jahrhundert mit den Vorſchlägen von Konrad Ferdinand Langhans für den Umbau zur Anpaſſung der Gebäude an das dorthin zu verlegende Oberbergamt. Gegenüber den bisherigen Rekonſtruktionsverſuchen im Aufbau ſind die Säulenhallen der Umgänge am Oſt- und Südflügel viergeſchoßig anzunehmen, im vierten Geſchoß ſchmiedeeiſerne „Anlehnungen“, dies ergibt die richtige Leſung in F. Lucae, Schleſiens Denkwürdigkeiten von 1689. Bimler erinnert an die intakt gebliebenen ähnlichen Arkaden des Schloſſes Güſtrow in Mecklenburg, die Franz Parr um 1560 geſchaffen hat. Wie die Zeitgenossen den künſtleriſchen Wert des Brieger Piastenschloſſes beurteilten, geht daraus hervor, daß nicht nur Bilder, ſondern auch nachgeſchnitzte Modelle verlangt wurden. Die Vereinheitlichung, die Herzog Georg II. mit den den Hof umſchließenden Flügeln erſtrebte, muß in dieſem vorbildlichen Sinne gewirkt haben. Die maleriſche Gruppe des nicht mehr vorhandenen ſogenannten Löwenturms, des Turms und gotiſchen Chores der Hedwigskirche bildeten den Angelpunkt und das Gegenſpiel zum Renaissanceorturm, für deſſen obere, leider auch der Zerstörung von 1741 zum Opfer gefallene urſprüngliche Bekrönung Bimler eine in Abbildung gegebene Zeichnung von F. W. Werner heranzieht. Die knapp gefaßte, mit wertvollen Bildern geſchmückte Schrift, für die zum erſten Mal die Korreſpondenz Georg II. nach Möglichkeit bauegeſchichtlich als Quelle ausgeſchöpft wurde, nennet auch die bisherige Literatur, vor allem die erſten Beobachtungen Ernst Günthers in Brieg, die in deſſen wiſſenſchaftlichem Führer durch die Stadt Brieg niedergelegt ſind. Bimlers Schrift über das Piastenschloß in Brieg iſt zuſammen mit ſeinen eingangs genannten weiteren Schriften ein neuer weſentlicher Grundſtein für den Aufbau einer ſchleſiſchen Kunſtgeſchichte der Renaissance und darum für den Kunſtfreund und Forſcher unentbehrlich.

Bernhard Stephan

Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Oberschlesischen Volksliedarchivs / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrage der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

6. Jahrgang

1934—35

Heft 3—4

Maria Grucza, Zur Volkskunde von Reinschdorf, Kr. Cosel. - Knebel, Sagen aus Ritterswalde, Kr. Neisse. - Chrobok, Krebse, lebendig ins Brot eingebacken, als Mittel gegen das Ausbleiben der Menstruation. - Raf, Geschichten vom Räuber Piftulka. - Clupik, Geheimsprachen unserer Kinder. - Perlick, „Vorbei Mandowaski“. - Literatur: Sternsingen. - Lud, Band XII, Heft 1-4. - Udziela, Ziemia temkowska.

Zur Volkskunde von Reinschdorf, Krs. Cosel

Sagen, gesammelt von Marie Grucza

Der Wassermann tanzt mit den Bären

In den alten Zeiten kam immer im Schweigen der Nacht ein Wassermann in die Mühle zu Reinschdorf und ließ die Leute nicht schlafen. Darum wollte dort niemand übernachten. Eines schönen Tages bat ein Mann mit 2 Bären den Müller um ein Nachtquartier. Mit Freuden wies man ihm und seinen Begleitern eine Stube an. Als es dunkel geworden war, erschien wie gewöhnlich der Wassermann und trieb mit den müden Bewohnern seinen Unfl. Da gebot der Bärenreiber Ruhe. Der nasse Gefelle kümmerte sich nicht darum und trieb sein Spiel weiter. Der Meister rief seine Bären und ließ sie mit dem Störensried abwechselnd tanzen. Bald verging dem Wassermann Hören und Sehen, doch mußte er sich weiter im Kreise drehen. Zuguterlegt ergriff der Besitzer der Bären eine eiserne Stange, bearbeitete den Wicht nach der Klasten und entließ ihn. Vorher mußte er versprechen, nie wieder in die Mühle zu kommen. Er hielt sein Wort und zeigte sich nicht mehr. - Nach langer Zeit begegnete er dem Müller und fragte ihn, ob der Mann mit den beiden Rotaren da sei. Der Herr bejahte die Frage und fügte hinzu, daß

außer den alten jetzt noch viele junge Bären in der Mühle haufen. Nun hatten alle dauernd ihre Ruhe.

Lh. Koniechny, Heimatkalender Cosel 1935.

Der Wassermann in der Reinschdorfer Mühle

Jeden Tag erschien der Wassermann in der Mühle. Er setzte sich hin, rauchte und aß nur, wenn ihm das Essen auf der Kohlschaukel geboten wurde. Nach einer Stunde verschwand er und hinterließ einen nassen Fleck.

Von dem Galgen

Auf dem Wege von Reinschdorf nach Cosel liegt ein Gut. Vor einigen Jahren standen noch auf der Wiese hinter dem Gut die Galgen. Eines Abends geht ein Bauer dort vorbei. Er kommt von einer fröhlichen Kirme, ist angetrunken und will nun heim nach Reinschdorf. Er hört die Knochen an den Galgen im Winde klappern und ruft: „Ihr dort oben da, euch lade ich alle zu meiner Kirme am Sonntag“. „Wir kommen“, antwortet eine hohe Stimme. Dem Bauern wird es unheimlich zu Mute, und er beschleunigt seine Schritte. Sein Rausch ist plötzlich fort. Am nächsten Tage läuft er zum Pfarrer, bittet um Rat, doch dieser antwortet: „Dabei kann ich dir nicht helfen“. Am Sonntag, als alle fröhlich bei Tische sitzen, erscheint plötzlich ein feingekleideter Herr, setzt sich zu Tisch, spricht kein Wort und beginnt zu essen. Der Bauer und seine Gäste erstarren. Nach

Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ / Oppeln O.-G.

Schriftleitung der Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Beuthen O.-G. Museum.

einiger Zeit spricht der hohlwangige Herr: „Und nun lade ich dich für nächsten Sonntag zu meiner Kirnies ein“, und von Entsetzen gepackt, stammelt der Bauer: „Ja“. Er steht am anderen Tage den Pfarrer wieder um Hilfe an, doch dieser sagt wieder: „Ich kann dir nicht helfen. Du mußt zur Kirnies gehen, wenn nichts Schlimmes geschehen soll“. Am Sonntag geht der Bauer zum Galgenfeld. Er ißt und trinkt und will bald wieder heim gehen. „Nein, du mußt bei uns schlafen“. Als der Bauer in der Morgendämmerung aufwacht, sieht er, daß er im Straßengraben liegt. Ein Gespenst erscheint, versetzt ihm eine schallende Ohrfeige: „Laß die Toten in Ruhe, bete lieber für die ein Vaterunser, wenn du vorüber gehst“.

Wie der Name des Dorfes entstand
Im Polnischen heißt das Dorf Kinski (das ist 2 Mar). Die Sage erzählt, daß das Dorf einem reichen Gutsbesitzer gehörte. Dieser geriet allmählich in große Armut und verkaufte das Dorf für 2 Mark.

(Willkürliche Deutung des Namens. Das Volk denkt nicht historisch. Die Wortübersetzung wird gebutet. Die Geschichte aber sagt, daß der Name Keinschdorf, früher auch Rheinischdorf, von den rheinischen Siedlern herrühre, die hieher gekommen waren; als Beweis dafür findet man vereinzelt noch die rheinisch-fränkische Bauweise).

Von den verhexten Kühen

Frau G. hatte gut gemolken und war nun dabei zu buttern. Die Arbeit ging flott, und bald war die Butter fertig. Frau G. brauchte Wasser zum Auswaschen der Butter. Sie ergreift die Kanne und läuft zum Dorfbrunnen. Dort sitzt eine alte häßliche Frau. „Ei, was kommst du so voller Freude gelaufen?“ „Meine Butter ist bald fertig“, ruft fröhlich Frau G. „So, so“, antwortet bedeutungsvoll die Alte. Frau G. läuft an ihre Arbeit, buttert eine Stunde, buttert 2 Stunden - ohne Erfolg. Am nächsten Morgen beginnt sie von neuem ihre Arbeit. Sie buttert lange Zeit vergeblich. Sie gießt kochendes Wasser hinzu, sie weint und jammert. Wieder läuft sie zum Dorfbrunnen, um Wasser zu holen. Dort sitzt eine andere alte Frau, die nach ihrem Kummer fragt. „So, so“, antwortet sie, als sie alles gehört hat, „na, da komm mal mit“. Sie gibt ihr einige Kräuter: „Koch sie, seih sie durch, und aih sie in die Butter! Hoffentlich wirst Du mich nicht ver-

gessen“. Die Frau tut das, was ihr geraten worden, und bald ist ihr Butterfaß voll Butter. Sie wundert sich sehr darüber, spürt aber Angst, weil sie sieht, daß alles nicht mit rechten Dingen zugeht. Von nun an wird die Menge der Butter beim Buttern immer geringer. Auch andere merkwürdige Dinge geschehen. Um Mittag laufen die Kühe brüllend aus dem Stall, reißen die Krippen fort und schleudern sie in den Hof. Schließlich rät eine alte Frau aus dem Dorfe: „Laß den Stall vom Bärenreiber reinigen!“ Als ein Bärenreiber ins Dorf kommt, wird das Vieh hinausgeführt. Der Bär gräbt und bringt einen großen Elefantenzahn unter der Krippe zum Vorschein. Die Hefe hatte ihn dort versteckt und dadurch das Vieh verhext. Nun wird der Zauber gebrochen, und alles ging wieder mit natürlichem Dingen zu.

Die Frau mit dem feurigen Schlüssel

Am schwarzen Loch war es nicht geheuer. Des Abends war es dort unheimlich. Aber auch in der Mittagsstunde zeigte sich mancher Spuk. Eines Tages arbeiteten in der Nähe des schwarzen Loches einige Arbeiter. Die Sonne brannte heiß hernieder, es war drückend schwül, und kein Lüfchen regte sich. Da schritt langsam eine Frau herbei. Tiefe Traurigkeit war auf ihrem Gesicht. Mit klagender Stimme bat sie, ihr einen Gefallen zu tun. „Wenn die Kirchenglocken 12 Uhr läuten, werde ich mit einem brennenden Schlüssel im Munde erscheinen. Habt keine Angst, und zieht den Schlüssel aus meinem Munde. Ich bitte euch flehentlich!“ Den Arbeitern wurde unheimlich zu Mute, aber sie versprachen, die Bitte zu erfüllen. Bald begannen die Kirchenglocken zu läuten. Als der letzte Ton in der Luft verklang, erschien die Frau. Sie stand in Flammen, ihr Gesicht war feuerrot, lichterloh brannte ein Schlüssel in ihrem Munde. Ein beherzter Arbeiter sprang entschlossen hinzu und packte den Schlüssel. Aber da ergriff ihn eine solche Angst, daß er in langen Säßen über das Feld dem Dorfe zu floh. Die anderen folgten voller Entsetzen. Sie hörten lange ein lautes, klagendes Weinen: „Nun bin ich für ewig verloren!“

Das Vieh am schwarzen Loch

In der Nähe vom schwarzen Loch weidete Vieh. Gegen Mittag erhob sich eine mächtige Staubwolke, in die ein großes Gespenst eingehüllt war. Das Vieh lief brüllend ins Dorf.

Das Gespenst am schwarzen Loch
Ein Bauer raffte am Mittag mit seiner Frau
Heu am schwarzen Loch. Der Bauer brauchte
einen Bügel für seine Gabel und lief in den
nahen Wald. Dort stand ein Baum, der vom
Blick in zwei Teile bis zur Wurzel herunter
gespalten war. Der Mann geht bei diesem
Baum vorbei. Die Frau blickt ihm nach. Plöz-
lich erstarren ihre Glieder. Sie will schreien,
zittert aber so sehr, daß sie keinen Ton aus
der Kehle bringen kann. Zwischen dem Baum
steht ein feuerroter Riese mit mächtigen schwar-
zen Händen und wehenden, wilden Haaren.

Das Männlein am schwarzen Loch
Zwei Brüder fuhren des Abends spät mit
ihrem Wagen heim. Sie mußten am schwarzen
Loch vorbeifahren. Hell schien der Mond. Wie
sie zum schwarzen Loch kommen, erscheint ein
winziges Männlein, so groß, daß es gerade
bis zur Wagenachse reicht, und läuft neben
dem Wagen her. Die Brüder wagten nicht,
ein Wort zu sprechen. Dumm sahen sie ein-
ander an und trieben die Pferde an, das Männ-
lein lief immer an derselben Stelle mit. Bald
fuhren die Pferde in rasendem Tempo, das
Männlein lief mit. Den Brüdern standen die
Haare zu Berge. Als sie zum Ende des Wal-
des kamen, war dieses unheimliche Wesen plöz-
lich verschwunden. Erleichtert atmeten die Brü-
der auf.

Irrelichter

Um Reinschdorf dehnten sich früher große
Sümpfe aus. In der Nacht hüpfen gespen-
stische Irrelichter umher, und oft verfehlten die
Bauern den Weg, irrten in Nacht und Nebel
umher. Wenn die Sonne aufging, dann sahen
sie oft, daß sie die entgegengesetzte Richtung
gegangen waren. Manchmal lockten die Ir-
relichter hinein in die Sümpfe. Nur ein einziges
Mittel half gegen ihren Zauber: Man mußte
die Hosen naß machen.

Spuk in der Försterei

Vor vielen, vielen Jahren hatte ein Räuber
in der Försterei gehaust und dort viele
Menschen ums Leben gebracht. Seit dieser Zeit
spukte es in der Försterei. Nun zog ein neuer
Förster, der nicht viel glaubte, in die Försterei.
Er lachte die Leute, die von den Geistern er-
zählten, aus und sagte: „Ach, sollen die Geister
doch kommen, ich fürchte mich nicht!“ Einige
Tage hatte der Förster Ruhe. Da, eines
Nachts wurde an das Fenster geklopft, und
eine Stimme rief: „Komm doch heraus!“ Der

Förster denkt sogleich an den Spuk, geht aber
hinaus. Dort hört er ein Schreien und Fluchen,
sieht aber keine menschliche Seele. Übermütig
ruft er: „Wenn du von mir etwas haben willst,
so komm doch her!“ Darauf erhält er von einer
unsichtbaren Hand eine schallende Ohrfeige,
so daß er gegen die Hauswand prallt. Nach
einer Stunde geht der Förster wieder vor das
Haus. Alles ist ruhig. Nach 3 Tagen hört er
wieder in der Nacht das Klopfen. Mit einem
Satz springt er aus dem Bett, ergreift das
Gewehr, das geladen in der Ecke steht, läuft
hinaus und feuert drei Schüsse ab. Eine mäch-
tige Geisterhand packte ihn derb und schleu-
derte ihn nun mit solcher Wucht gegen das
Haus, daß er tot nieder sank. - Nun wurde kein
Förster gefunden, der Mut hatte, in dieses
unheimliche Haus zu ziehen. Schließlich wurde
die Försterei abgerissen und an einer anderen
Stelle neu aufgebaut.

Die feurigen Fässer vor der Mühle

In der Mühle lagen alle im tiefen Schlum-
mer. Da erwachte plötzlich um Mitternacht
die Müllerin. Es war ihr, als ob sie jemand
gerufen hätte. Hell schien der Mond ins
Zimmer. Sie hörte draußen ein Rumpeln und
ein Rollen. Sie lief zitternd zum Fenster und
sah hinaus. Große feurige Fässer rollten rump-
pelnd zur Mühle, blieben unter ihrem Fenster
liegen und riesen klagend: „O Franzka, steh
doch auf! Es ist Feuer!“ Die Müllerin sah im
mondhellen Zimmer den Weihwasserkeffel. Ent-
schlossen öffnete sie das Fenster und goß das
Weihwasser auf die Fässer, während sie ein
kurzes Gebet murmelte. Sofort war der Spuk
verschwunden.

Gagen aus Ritterswalde, Ars. Neisse Gesammelt von Hauptlehrer Knebel

Der Wampyr auf dem Kirchhofe
In früheren Zeiten kam ein alter abgedankter
Krieger in das Dorf betteln. Er wurde von
Haus zu Haus reich beschenkt, worüber er
sehr verwundert war. Er fragte, warum die
Leute so freigebig wären, und man erzählte
ihm folgendes:

In unserm Dorfe stirbt jede Nacht auf ge-
heimnisvolle Art ein Kind. Da wir bald nie-
manden mehr haben, für den wir sparen sol-
len, schenken wir es armen bedürftigen Men-
schen.“ Daraufhin ließ sich der alte Krieger
zu dem Küster und von diesem nach dem

Abendläuten in den Kirchturm führen, wo er sich einschloß. Er setzte sich an das höchste Fenster des Turmes und beobachtete den Friedhof. Als die Turmuhr die zwölfte Stunde vermeldete, geschah etwas Grausiges. An der Friedhofsmauer öffnete sich von selbst ein Grab, aus dem ein Sarg erschien. Der Sargdeckel hob sich wie von selbst ab, und aus dem Sarg entstieg ein blutroter Mann, zog sich fein weißes Totenhemd aus und dafür ein blutrotes an. Er verließ den Friedhof und ging ins Dorf. Da alle Einwohner des Dorfes auf den Rat des alten Kriegers nicht schlafen durften und ihre Wohnungen beleuchtet halten mußten, konnte der blutrote Würger kein Opfer finden und kehrte zu dem Friedhof zurück. In der Zwischenzeit war der alte Krieger vom Turme herabgestiegen, hatte das abgelegte weiße Totenhemd, das neben dem Sarge lag, an sich genommen und war wieder auf den Turm gestiegen. Als der blutrote Mann nach seiner Rückkehr das Fehlen des Totenhemdes bemerkte, gewahrte er nach langem Suchen den Mann im Turmsfenster, der sein Totenhemd in der Hand hatte. Der rote Mann sprach mit hohler Geisterstimme: „Gib mir mein Hemd, sonst komme ich rauf“. Als sich der Krieger nicht rührte, sagte der rote Mann: „Ich fordere dich zum letzten Male auf, gib es mir, oder es ergeht Dir schlecht“. Da krächte ihm Dorse ein Hahn. Da sprach der rote Mann: „Jetzt kräch der weiße, da steig ich mit Fleiße, und war am ersten Fenster des Turmes. Nach einer Weile, da krächte wieder ein Hahn. Da sprach der Mann: „Jetzt kräch der rote, da steige ich mit Mute, und er war oben bei dem Mame. Da krächte ein dritter Hahn. Da rief der Mann: „Jetzt kräch der schwarze, da fall ich, daß ich zerplatze, und er fiel runter vom Turme, kroch in seinen Sarg, worauf der Sarg im Grabe verschwand. Als am Morgen der Küster zum Metteläuten kam, ging der Krieger mit dem Küster heim. Es wurde der Totengraber bestellt und das Grab aufgegeben. Als man den Sarg öffnete, fand man darin einen mit Blut vollgelegenen Mann, und das war der Mörder der kleinen Kinder. Der Mann wurde in vier Teile geteilt und jedes Teil wo anders begraben, so daß die Teile nicht mehr zusammen fanden, von dieser Zeit an starb kein Kind mehr. Dem alten Krieger wurde aus Dankbarkeit eine lebenslängliche Rente gegeben, und er lebte in dem Dorfe bis an sein seliges Ende.

(Mitgeteilt von der Schülerin Elisabeth Kretschmer. Erzählt von Gregor Kretschmer, Händler in Neisse, geboren in Ritterswalde, 40 Jahre alt. Diese Erzählung hat er vom verstorbenen Vater. Ich habe feststellen können, daß diese Erzählung hier allgemein bekannt ist.)

Der Feuermann im Wischker Wald
Der Onkel meiner Großmutter war in Neisse. Als er am Abend nach Hause ging, da mußte er durch den Wischker Wald gehen. Da begegnete ihm ein Feuermann. Er hat ihn bis vor die Haustür begleitet. Dann hat er sich noch mal richtig geschüttelt. Der Onkel hat ihm dann gedankt, und der Feuermann ist wieder verschwunden.

(Erzählt von der Schülerin Maria Ertelt. Allgemein bekannt. Mutter 49 Jahre alt. Schmiedefrau.)

Drei Mädchen müssen alpdrücken gehen

Meine Mutter erzählte mir: „In einer Familie waren drei Mädchen, mit denen hatte es eine ganz besondere Bewandnis. Ein Handwerksbursche blieb einmal in ihrer Behausung über Nacht. Die Mädchen schliefen neben ihm in der Stube. Um Mitternacht hörte er ein Jammern und Schreien. Darüber wunderte er sich sehr. Am andern Morgen fragte er die Mutter der Mädchen, was das zu bedeuten habe. Da sagte die Mutter: „Es sind alle drei Alber, sie müssen um zwölf alle drei alpdrücken gehen“. Da gab der Handwerksbursche der Mutter folgenden Rat: Wenn die Mädchen noch den Patenbrief haben, so sollen sie ihn der Pate rückwärts in die Stube hineinwerfen. Dabei sollen sie nicht reden. Von zwei Mädchen waren die Patenbriefe noch vorhanden, von der einen nicht mehr. Die Mädchen befolgten den Rat. Zwei von ihnen waren erlöst, die dritte aber mußte ihr ganzes Leben alpdrücken gehen.

(Erzählt von Schülerin Maria Ertelt. Allgemein bekannt. Mutter 49 Jahr alt. Schmiedefrau.)

Die Geisterziege

Es war einmal im Herbst, als mein Urgroßvater von der Arbeit kam. Er mußte immer durch einen Wald gehen, und zwar durch die Wischer Sträucher. Da hörte er auf einmal eine Ziege meckern. Er ging der Ziege nach und geriet in einen Sumpf. Nach ein paar Tagen fand man ihn und konnte ihn retten. Die Ziege war eine Geisterziege.

(Erzählt von Schülerin Maria Langer.)

Die Käse im Genick

Es war um die Mitternacht herum, da kam der verstorbene Stellenbesitzer Franz Heimann aus Ritterswalde aus Neisse zurück. Als er um das Grundstück der früheren Frau Eisner vorbeikam, begegnete ihm eine Käse. Die Käse ging immer vor ihm her. Da schlug er sie mit dem Stock. Da sprang ihm die Käse ins Genick. Sie wurde immer schwerer, so daß er sie bald nicht mehr ertragen konnte. Sie blieb ihm hängen, bis er nach Hause kam. Als er vor der Tür war, sprang die Käse auf das Fensterbrett. Der Franz Heimann ist dann längere Zeit krank gewesen.

(Mitgeteilt von Schülerin Maria Langer. Erzählt von der Großmutter Maria Rinne, 69 Jahre alt.)

Der Geisterhund

Als der Großvater früher immer abends durch die Wischker Sträucher ging, begegnete ihm immer ein großer, schwarzer Hund mit Feuer im Maule. Er ging immer vor seinen Füßen her. Dies erzählte er seinem Freunde, dieser glaubte es aber nicht und ging einmal mit. Da begegnete der Geisterhund allen beiden. Sie fürchteten sich sehr und eilten aus dem Wald. Als sie draußen waren, war der Hund wieder fort.

(Mitgeteilt von Schüler Karl Rinne. Erzählt von der Mutter Martha Rinne, geb. Wagner, 45 Jahre alt.)

Krebse, lebend ins Brot eingebacken, als Mittel gegen das Ausbleiben der Menstruation

Mitgeteilt von L. Chrobok.

Behördliches Memoriale Inquisitionis bei der Behörde und dem Recht des Schulzen (Vogts), betreffend Brot, mit Krebsen gebacken.

A. 1674, 22. Mai.

Marianna Berner bekannte, daß Susanna Koszka zu ihr kam und sie bat, für sie ein Brot, wie sie es wünsche, zu backen. Marianna Berner wollte keine Ausrede gebrauchen und tat nach ihrem Wunsche. Sie schickte zu der erwähnten Koszka und fragte sie, zu welchem Zwecke die Krebse, welche sie lebendig mit Salz brachte, in das Brot gelegt werden sollten. Die Koszka entgegnete, das wäre gegen die monatliche Frauenkrankheit, welche bei ihr schon das 4. Jahr ausgeblieben sei. Frau Marianna Berner nahm von der Koszka drei le-

bende Krebse, legte sie ins Brot und schob dieses in den Ofen.

Susanna Koszka, vor das Amt geladen, bekannte, daß sie die Krebse, die sie ins Brot gelegt hatte, habe im Brote backen lassen, um von der zurückgehaltene Frauenkrankheit geheilt zu werden. Sie sollte die Krebse dann zu Pulver zerstoßen und im Wein einnehmen. Sie gab an, daß sie viele Leute um Rat gegen ihre Krankheit gefragt und allerlei Arzeneien eingenommen, doch keine Besserung verspürt habe, bis zuletzt Magdalena Wolnik, die dasselbe Mittel gegen die gleiche Krankheit angewandt hatte, ihr den Rat gab, es mit den in Brot gebackenen Krebsen zu versuchen. Jakob Koszka bekannte, daß er von der Krankheit seiner Ehefrau, aber nichts von dem Einbacken der Krebse im Brot wußte, und daß er an seiner Frau die ganze Zeit über nichts Böses erkannt habe. Er wisse davon, daß seine Frau in ihrer Krankheit verschiedene ehbare Kranken um Rat gefragt habe, und bezeugt für sie, daß sie eine derartige Medizin zu nichts Bösem, vielmehr zu ihrer Gesundung gebraucht habe.

Magdalena Wolnik aab zu, daß sie der oben genannten Susanna Koszka den Ratsschlag gegeben habe. Sie erklärte, daß ihr von vielen Seiten geraten worden war, zu dem Mittel zu greifen, und daß sie bereit sei, solche Krebse und Brot zu genießen, da sie solches schon früher eingenommen habe.

Georg Wolnik sagte aus, daß er nicht mehr im Gedächtnis habe, wer ihm zu den Krebsen im Brote geraten hätte, bekannte aber, daß er wegen der schwachen Gesundheit seiner Frau 2 oder 3 Krebse gebracht habe, als er in Bieraustowitz Fische aus den Fischbehältern holte, und daß seine Frau solche Krebse bei Adam Bzdziak im Brote backen ließ und wegen die erwähnte Krankheit genoss.

Adam Bzdziak sagte aus, daß er davon keine Kenntnis habe, doch ein solches Brot mit Krebsen gebacken sein sollte; aber dessen könne er sich erinnern, daß Magdalena Wolnik bei ihm Brot in den Ofen geschoben habe.

(Reutheuer Stadtarchiv A. XXIV, 70.)

Geschichten vom Räuber Pistulka

Erzählt von Maria Raf

Wie die Leute und die Polizei Pistulka jagten

Pistulka war einmal in Gleiwitz. Er hat dort im Walde das Wild geschossen. Da jagte ihn

die Polizei. Er lief weg und schrie: „Fangt den Pistulka“. Die Leute liefen mit ihm, hinter ihm und vor ihm. Er aber schrie immer weiter: „Fangt den Pistulka“. Niemand wußte, daß er selber der Pistulka war; denn die Leute kannten ihn nicht, und auch die Polizei erkannte ihn nicht zwischen den Leuten. Pistulka lief mit ihnen und verschwand im Walde.

Wie Pistulka ein Pferd stahl
Pistulka ging einmal nach Kl. Strehlitz. Dort stahl er bei einem Bauer ein Pferd. Es war gerade gegen Abend. Pistulka ging in den Stall, holte das Pferd heraus und machte das Tor auf. Dann setzte er sich auf das Pferd und rief nach dem Bauern. Der Bauer kam heraus. Pistulka fragte ihn, wo man nach Groß-Strehlitz fahre. Dann sagte er: „Das Pferd will nicht gehn, denn es ist nicht das Reiten gewöhnt. Er möchte so gut sein und das Pferd hinaus führen. Der Bauer tat so, wie er es verlangte. Der Bauer sagte: „Das Pferd sieht so aus wie meine Braune“. Pistulka gab dem Pferde einen Schlag. Das Pferd schlug mit den Hinterbeinen den Bauern, und der Bauer fiel in die Jauche. Pistulka aber ritt mit dem Pferde weg. Der Bauer ging in den Stall, um nach dem Pferde zu sehen, doch dieses war nicht mehr da. Pistulka hatte das Pferd gestohlen. Der Räuber ritt bis nach Groß-Strehlitz, wo er das Pferd verkaufte.

Pistulka bestraft die Frau
Pistulka war einmal in der Mokrauer Riesarube. Es war gerade Jahrmarkt. Die Frauen gingen zum Jahrmarkt. Als eine Frau an der Riesarube vorbei kam, da erzählte ihr der Raubmörder von Pistulka, also von sich selbst. Die Frau sagte: „Pistulka ist ein reicher und guter Mann“. Da gab ihr Pistulka noch zwanzig Reichsmark. Die Frau ging freudig zum Jahrmarkt. Pistulka beugnete darauf einer anderen Frau. Dieser erzählte er auch von Pistulka und schimpfte auf ihn. Sie sagte: „Er ist ein Dieb und ein Räuber“. Da gab ihr Pistulka 10 Pf. Er sagte: „Bring mir dafür Zwacken“. Als sie zurückkam, stand Pistulka wieder an derselben Stelle. Die Frau reichte ihm die Zwacken. Pistulka nahm die Zwacken und schlug sie der Frau in den Hintern. Die Frau lief schreiend davon.

Pistulka beraubt eine Kasse
Pistulka ging nach Rujau. Dort beraubte er eine Kasse. Die Leute jagten ihn. Er schrie:

„Haltet den Dieb“. Die Leute schrien: „Wo ist er?“ Pistulka antwortete ihnen: „Dort, dort“. Pistulka lief dann in den Wald. Im Waldrande ackerte ein Mann. Dieser nahm den Misthafen und jagte Pistulka. Der Mann schlug Pistulka ins Genick. Der Räuber fiel hin und wußte nichts von der Welt. Einen anderen Mann schoss Pistulka in den Hals. Die Leute sahen, daß Pistulka eine Sprengpatrone in die Erde steckte. Die Polizei kam und nahm Pistulka mit. Er wurde in Groß-Strehlitz ins Zuchthaus eingesperrt. Später kam er ins Zuchthaus nach Ratibor. Der Mann, welcher den Schuß in den Hals bekam, ging in einen Teich, um das Blut abzuwaschen. Während er sich wusch, bekam er Krämpfe. Er fiel mit dem Gesichte in das Wasser und ertrank.

Pistulka rückt aus dem Zuchthaus aus

Pistulka wollte nicht im Zuchthaus bleiben, dreimal ist er von dort weggelaufen. Das erste Mal ist er auf Dachrimmen herunter gekrochen. Dann raubte er wieder ein paar Häuser aus. Er wurde wieder gefangen und eingesperrt, lief aber zum zweiten Male fort. Den Reiserbesen zwischen den Beinen, fuhr er die Mauer hinunter. Er wurde wieder gefangen und floh noch einmal. Zum drittenmal entwich er durch die Aborte. Er wurde aber wieder gefangen. Jetzt wurde er in Ketten gefesselt und bekam ein Gewicht an einen Fuß, damit er nicht weglaufen konnte. Jetzt konnte er nicht mehr weglaufen. Im Zuchthaus hat er sogar ein Gedicht gedichtet, das hier gesungen wird. (Eingefandt und gesammelt von Herrn Fieweger / Altzülz.)

Geheimsprachen unserer Kinder

Von Clupif

In der Urzeit dürften die Geheimsprachen weit verbreitet gewesen sein. Daß auch unsere Altvordern Geheimsprachen kannten, könnte man aus dem Umstand schließen, daß sich unsere Kinder ihrer noch heut spielerisch bedienen. Unter den oberschlesischen Kindern kann man 3 verschiedene Geheimsprachensysteme feststellen.

Eine in den 90er Jahren in Antonienhütte gebrauchte Sprache stellte jeder Wortsilbe die Silbe „da“ voran. So wurde z. B. das Wort „Schule“ als „dashundale“ ausgesprochen. Endete die Silbe mit einem Mitlaut, dann wurde

die Silbe geteilt, wobei der Vokal auf die erste Silbe kam und der Mitlauter als 2. Silbe behandelt wurde. Demgemäß wurde z. B. das Wort „Komm“ = „dakodam“ ausgesprochen. Nachstehend eine Sprachprobe:

„Wie gehst?“

„Gut“

„Wohin gehst du?“

„In die Schule“

„Komm mit“

„dami dagedats?“

„dagudat“

„dawodahidan dagedaist du?“

„daidan dadi daschudale“

„dakodam damidat“.

In Siemianowiz, etwa um das Jahr 1900, in Rattowitz in den Jahren 1917/18 wandten die Schulkinder folgende, von ihnen als B-Sprache bezeichnete Verständigung an: Jeder Silbe wurde eine der Silben ba, be, bi, bo, bu angehängt, und zwar wurde immer die Silbe gewählt, welche dem Vokal der Vorsilbe entsprach. Endete die Vorsilbe mit a, so wurde die Silbe ba angehängt, endete sie mit u, dann hängte man die Silbe bu an usw. Endete die Silbe mit einem Konsonanten, dann wurde sie wie bei dem ersten System geteilt und als 2-silbig behandelt. Der Satz „Rebenst dubu dibi B-sprache?“ bedeutet demnach: Kennst du die B-Sprache?“

Eine dritte in Zalenze benutzte Kindergeheimsprache legt die Endsilbe mehrsilbiger Wörter an den Wortanfang. In diesem Jargon lautet die Aufforderung: „Gehen wir spazieren!“: „Henae wir rens pazi!“

Alle drei vorgenannten Formen verwenden polnisch sprechende Kinder auch in ihrer Sprache.

„Vorbei Mandowski“

Eine Umfrage

Der schon vor dem Weltkrieg in Oberschlesien gebräuchliche Ausdruck: „Vorbei Mandowski“ soll heute noch beim Billardspiel Anwendung finden. Wenn der Ball an den Regeln vorbeiläuft, ohne dieselben zum Umfallen zu bringen, ruft man: „Vorbei Madowski“. Nach anderen Mitteilungen soll dieser Ausdruck auch in einem oberschlesischen Roman vorkommen. Wir wären für Zuschriften recht dankbar, die sich auf die Entstehung und Deutung dieser sehr verbreiteten Redensart beziehen. Perlick.

I.

Lehrer Rötter / Rokittnitz gibt an: daß er den Ausdruck in Rybnik bezw. in Vororten dieser

Stadt gehört hätte. Er sagte auch, daß seines Wissens in der Gegend von Rybnik ein Gastwirt oder Brauereibesitzer mit Namen Mandowski gewohnt hätte. Derselbe hätte auch Billard gespielt und wäre beim Verspielen mit diesem Ausdruck: „Vorbei Mandowski“ belegt worden. Freiherr / Rokittnitz.

2.

Den Ausdruck „Vorbei Mandowski“ habe ich öfters in einer Lotterie-Einnahme gehört. Beim Durchlesen der Gewinnliste hat ein älterer Herr, als seine Losnummer nicht verzeichnet war, den Ausdruck „Vorbei Mandowski“ angewendet. Dann hörte ich den Ausdruck bei einem Zollbeamten, als er ein Haus beobachtete und der erwartete Schmuggler nicht erschien. Meine Frau gebraucht diesen Ausdruck, wenn ich infolge Ablenkung eine Frage nicht beantworte und nach einiger Zeit darauf wieder zu sprechen komme. Mandowski soll Jude gewesen sein. Elawik / Beuthen OS.

3.

Erst heute komme ich zur Beantwortung Ihrer Anfrage.

Die Redensart: „ferbaj Mandowski“ habe ich auch erst in Beuthen gehört; mag wohl durch einen Zufall entstanden sein. - Wenn etwas schief gegangen ist, sagte man so.

Ich kenne eine ähnliche Redensart aus meinem Heimatdorfe, - dem jetzigen Miasto Siemianowice, - die lautet: „Ferbaj po Krystyanie!“ Das bedeutet wohl: „Es ist aus mit Christen“. Ich habe absichtlich die oberschlesische Aussprache angewandt, weil es so verständlicher ist. - Eine andere Redensart ist mir in meinem Heimatdorfe aufgefallen, die ich bis heute nicht verstehe: „Wyjechoł, jak Zawadzki na mydle.“ Das wäre zu übersetzen: (er ist) abgefahren, wie einst Zawadzki (auf) mit der Seife (abgerutscht ist?) Merkwürdiger Weise gibt es in Siemianowiz keinen Zawadzki, dafür aber in Beuthen. - Die Erklärung der Redensart ist mir ein Rätsel.

Noch eine andere Redensart verdankt dem Zufall ihre Entstehung. Es gab einen Bergmann Niemycho in Siemianowiz. - Der gute Mann ist einmal zur Löhnung ins Bechenhaus zu spät gekommen. Man gab Niemycho den Bescheid: „Ferbaj seckse, gelltaku niema.“ Seitdem hörte man bei passender und unpassender Gelegenheit oft den obigen Ausdruck.

In Beuthen hörte ich schon oft anstatt „Ferbaj Mandowski“, „Ferbaj Blandowski“ sagen. Wahrscheinlich eine Anspielung auf die ehe-

malige anrüchige Kneipe an der „Gummibrücke“, gegenüber dem alten Hause Orłowski an der jetzigen Schulstraße in Kossberg.

Simon Jucha / Beuthen O.S.

Literatur

Sternsingen

Ein Bericht, eine Erläuterung, 15 kleine Spiele. 1933. Volksliturgisches Apostolat Klosterneuburg bei Wien.

Die Bedeutung der kleinen Schrift und der hinzugefügten „Gesangsbeilagen“ beruht darin, daß sie den uralten Brauch des Sternsingens neu zu beleben versucht und gute, brauchbare Vorschläge zur Ausführung gibt. Dem Dreikönigssingen, das leider vielfach in eine Bettellei oder einen parodistischen Uff ausgeartet ist, wird sein ursprünglicher Sinn wiedergegeben: es ist ein religiöses Spiel, das mit Gebet begonnen und beschlossen wird und auch Erwachsene in seinen Bann zieht, soweit sie nicht von des Gedankens Blässe angefränkelt sind. - Die Gesangsbeilagen, die merkwürdig wenig alte Sternreher- oder Dreikönigslieder bringen, sind gut verwendbar, wo alte Volks- und Kirchenlieder zugrundegelegt werden, auch da, wo eine Wiederbelebung gregorianischer Weisen angestrebt wird, lassen aber zu wünschen übrig, wo eigene Melodien versucht werden.

J. Klöveborn.

Lud. Band XII, Heft 1-4, 1933. Organ der Poln. Volkskundl. Gesellschaft in Lemberg. Herausgegeben von Prof. Dr. Adam Fischer. Von den Abhandlungen dieses Bandes interessieren uns Schlesier die Studien von Hystrofi über das Lied, das das Wiedersehen und Erkennen der Geschwister zum Inhalt hat, auch durch Texte aus unserer Provinz belegt und nach der Feststellung des Bearbeiters deutschen Ursprungs ist, sowie seine Ausführungen über das Motiv des gelehrigen Hundes, dem man das Sprechen beigebracht hat, besonders, die letzteren vor allem deshalb, weil bei uns ähnliche Erzählungen, vom Breslauer Papagei, der die Kozłowaogtaer Trachtengruppe in einem wohlgelegten Säge begrüßte, heute noch im Umlauf sind. Wertvoll für jeden Volkskundler

ist der grundlegende Aufsatz Zyraniß über den Gegensatz, der zwischen der Holz-Gottheit und der Stein-Gottheit in den Vorstellungen des Volkes besteht. Die Buchbesprechungen im 2. Teile des Bandes lassen uns in das reiche volkskundliche Schaffen der genannten volkskundlichen Gesellschaft Einblick gewinnen.

L. Chrobot.

Udziela, Ziemia lemowska przed półwieczem. Verlag der Volkskundlichen Gesellschaft, Lemberg, 1934.

Udziela gibt in dem 83 Seiten starken Büchlein die volkskundliche Biographie eines Volkstammes im Karpathenvorland, behandelt im einzelnen die Wohnungen, die Leute nach ihrer seelischen Haltung, ihre Trachten, ihre Ernährung, Wirtschaft und Handel, Sitten und Gebräuche, die Geistlichkeit, Schulen und Sprache. Die Sitten und Gebräuche wie die Formen des Volksglaubens, die uns Volkskundler am meisten interessieren, sind sehr kurz weggenommen; das hängt damit zusammen, daß Udziela die Landschaft nicht systematisch durchforschen wollte, sondern das zusammenstellte, was er bei seinem Aufenthalt in der dortigen Gegend (etwa das Gebiet zwischen Przemyśl und Lemberg) aufgezeichnet hatte und in der Erinnerung noch bewahrte. Am ausführlichsten sind noch die Dorfanlage und der Hausbau behandelt; bei der Betrachtung der Wohnungen drängen sich Vergleiche der dortigen Gehöfte mit niedersächsischen Häusern auf. Für unsere Forschung im Grenzland ist es wichtig, daß das Johannisfeuer am Vorabend dieses Heiligen dort noch abgebrannt wird. Von den Illustrationen weisen uns die bildlichen Darstellungen der Ostereier in eine uns fremde Welt. Der Anfang enthält eine Reihe von Volkserzählungen, Liedern und Rätseln, unter denen wir manches Bekannte vorfinden, z. B. das Märchen vom gläsernen Berg (siehe Grimm), ein Rattenkeim vom Hahn, der Henne, Wasser, Meer, Reithaue, Mensch, Speck, Eber usw., die Erzählung „Warum der Hund, die Kacke und die Maus Feinde sind“ und Teile auch bei uns aufaezeichneter Volkslieder, insbesondere von der Waife.

L. Chrobot.

Generalleutnant a. D. Bernh. v. Hülßen feierte am 20. April d. Js. in vollster Frische seinen 70. Geburtstag. Bernhard von Hülßen wurde am 20. April 1865 in Cosel geboren, wo sein Vater Festungskommandant war. Er genoss seine Erziehung in den Kadettenhäusern Potsdam und Lichterfelde und wurde am 15. April 1884 als Secondeleutnant dem 2. Garderegiment in Berlin zugeteilt, dessen Uniform sein bereits Anfang 1867 verstorbener Vater während seiner ganzen Dienstzeit getragen hatte. 1889 Bataillonsadjutant, wurde er 1892 von seinem inzwischen erfolgten Kommando zur Kriegsakademie abgelöst, um Regimentsadjutant zu werden. Im Jahre 1894 zum Generalstab kommandiert, wurde Premierleutnant von Hülßen im März 1896 in den Generalstab versetzt und im September des Jahres zum Hauptmann befördert.

1897 erfolgte seine Kommandierung zum Kriegsmuseum, wo er als Referent in der Armeearbeitung Verwendung fand und 1900 in die anlässlich der Chinaexpedition geschaffene Ostasiatische Abteilung übertrat. 1901-1903 tat er als Kompagniechef Frontdienst im Infanterie-Regiment von Courbière in Görlitz und wurde dann als Major in den Generalstab der Verkehrstruppen versetzt, welche Stelle er 1905 mit der des Generalstabsoffiziers der 1. Garde-Infanterie-Division vertauschte. 1906 kam er in den Generalstab des Generalkommandos des Gardekorps und wurde 1908 Bataillonskommandeur im 1. Garde-Regiment zu Fuß. 1910 als Oberstleutnant zum 4. Garde-Regiment versetzt, wurde er 1911 zum Chef des Generalstabes XIV. Armeekorps in Baden ernannt. 1913 wurde der inzwischen zum Oberst beförderte Offizier Kommandeur des 5. Garde-Regiments zu Fuß.

Als solcher rückte er in den Weltkrieg, mußte aber nach der Einnahme von Namur das Regiment abgeben, um Generalstabschef bei den auf dem westlichen Kriegsschauplatz aufgestellten Marinetruppen zu werden.

Im März 1915 zum Generalmajor befördert, erhielt er 1916 das Kommando der 3. Garde-Inf.-Brigade und wurde am 1. Januar 1917 Kommandeur der neu aufgestellten 231. Divi-

sion, an deren Spitze er den Rest des Feldzuges mitmachte. Ende November 1918 erhielt er interimistisch für die Dauer des Rückzuges die Führung der Etappen-Inspektion XVII, dann seine Division zurück, aus der er im Januar 1919 das Freikorps Hülßen bildete, das sich in den Märzkämpfen gegen die Spartakisten in Berlin und der Umgegend der Reichshauptstadt bewährte. Nach dem Kapputsch verabschiedet, wurde er bei dem großen Korfantenaufstande 1921 von den südlichen Kreisen des obererschlesischen Selbstschutzes zum Führer ernannt und hat als Kommandeur der Gruppe Süd aus eigenem Entschluß gegen den Willen der Reichsregierung und der obersten Leitung des Gesamtselbstschutzes die Offensive ergriffen und die Insurgenten in den Kämpfen um den Annaberg vom 21.-25. Mai und in der Umgehungsschlacht bei Cosel-Slawenitz am 3. Juni entscheidend geschlagen.

Wir verdanken Erzellenz von Hülßen ein warmherzig geschriebenes Büchlein über die Kämpfe in Oberschlesien im Jahre 1921 und wichtige kürzere Aufsätze über Oberschlesiens Kampfzeit. Oberschlesien schuldet, neben General Hoefler, diesem mutigen und tüchtigen Verteidiger der Heimat Erde in schwerster Zeit unvergesslichen Dank.

Schlesisches Jahrbuch

VII. Jahrgang, 1935. Wilh. Gottl. Korn-Verlag, Breslau. 160 S. Kart. 2.- RM.

Der Arbeitskreis für gesamt-schlesische Stammeskultur hatte die Absicht, im Sommer 1934 seine 10. Schlesische Kulturwoche in einer sudetendeutschen Stadt zu veranstalten, von der eine Einladung bereits vorlag.

Die nervösen politischen Spannungen, die in der letzten Zeit das deutsch-tschechische Verhältnis vergiften, ließen es ratsam erscheinen, zunächst auf ein Treffen mit unseren schlesischen Brüdern jenseits der Grenze zu verzichten, wenn auch die Hoffnung nicht aufgegeben wird, daß über kurz oder lang jenseits der Grenze bei den tschechischen Behörden wieder eine ruhigere Auffassung Platz greift, die dann die Bestrebungen des Arbeitskreises nur begrüßen müßte und als das nimmt, was sie tatsächlich

sind: Eine vollkommen unpolitische, rein kulturelle und wissenschaftliche Arbeit, geeignet, Bande der Freundschaft zwischen hüten und drüben zu knüpfen.

Heute ist es noch nicht so weit, und der geschäftsführende Ausschuss des Arbeitskreises - bestehend aus Professor Dr. Schneck / Breslau, dem Obmann, Oberbürgermeister Friedrich / Breslau und Karl Czodroff / Oppeln - entschloß sich, in diesem Jahre nur das übliche Jahrbuch herauszubringen, das wiederum von Professor Schneck liebevoll geleitet und betreut wurde.

Im Mittelpunkt des 7. Jahrgangs stehen die Forschungsergebnisse über die schlesische Mundart. Eine so"ausschlufreiche und übersichtliche Zwischenchau dürfte auf diesem wichtigen Arbeitsgebiet bisher nicht geboten worden sein. Eine neue Karte des schlesischen Sprachgebietes bringt die Ausbreitung der schlesischen Mundart zu klarer Anschauung. Das Jahrbuch bringt folgende sprachkundliche Beiträge: Univ.-Prof. Dr. Schwarz / Praa, Die mundartlichen Grundlaagen des gesamtchlesischen Sprachraumes - Priv.-Doz. Dr. Jungandreas / Breslau, Die schlesische Mundart im Mittelalter - Prof. Dr. Mak / Breslau, Zweisprachigkeit und Mißchmundart in Oberschlesien - Dr. Kuhn / Bielsk, Das schlesische Sprachgebiet in Polen - Dr. Kuhn / Bielsk, Die Schlonfaken und ihre Sprache - Lektor Dr. Schieche / Breslau, Die Morawgen und ihre Sprache - Prof. Dr. Hanika / Praa, Die Entstehung der Krenniker Sprachinsel und ihrer Mundart - Prof. Dr. Nepp / Resmark, Die Rivoer Schlesier und ihre Sprache - Lektor Dr. Schieche / Breslau, Der „böhmische Winkel“ in der Grafschaft Glas - Graebisch / Rudowa, Proben schlesischer Mundart zu beiden Seiten der Sudeten.

Aufschlußreich ist fernerhin, was Universitätsprofessor Dr. Lubin in Breslau über die Grundlaagen und Wege der wissenschaftlichen Forschung über den gesamtchlesischen Raum ausführt und was Universitätsprofessor Dr. Schmitz / Breslau über den Stand und die Aufgaben der schlesischen Musikforschung berichtet. Dr. Petry steuert einen wertvollen Aufsatz über die Mongolenplacht bei Plegnitß in der neueren polnischen Geschichtsschreibung bei. Für den Schlesier Eichendorff und die Deutsche Eichendorff-Stiftung wirbt Karl Czodroff / Oppeln.

Wir bitten gerade die Freunde unseres „Oberschlesiens“, dem Schlessischen Jahrbuch und dem Arbeitskreis ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Gewiß haben wir hier in Oberschlesien und im „Oberschlesier“ wichtige Sonderaufgaben zu leisten. Wir wollen dies aber nie tun aus dem Geiste einer oberschlesischen Einkapselung und Verengung, sondern wir wissen, daß das Schicksal Oberschlesiens untrennbar verbunden ist mit dem Leben unserer Brüder in der Schwesterprovinz Niederschlesien, im Sudetenland und in Ostoberschlesien.

Die „Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen“

bringt anlässlich des 50jährigen Bestehens der Historischen Gesellschaft für Posen (Mai 1935) ein sehr umfangreiches und wertvolles Festheft heraus. (544 S., Preis 6,30 RM.). Das Heft enthält eine Rückschau über die geleistete geschichtliche Arbeit des Deutschtums in Polen, erörtert die augenblickliche Lage und zeigt die Ziele für die nächste Zukunft auf. Der sehr umfangreiche Schriftenachweis wird besonders begrüßt werden. Ausaezeichnete Kenner der Verhältnisse äußern sich zur politischen und Verwaltungsgeschichte (z. B. Universitätsprofessor Laubert), zur Geschichte der deutschslawischen Beziehungen, zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte, zur Sippenkunde, Kultur- und Kirchengeschichte, Kunst- und Baugeschichte, zur Orts- und Flurnamenkunde. Das Heft enthält weiterhin sprachphilosophische und deutschtumstatistische Angaben und schließt mit umfangreichen Besprechungen, in deren Rahmen auch „Der Oberschlesier“ von Walter Kuhn aewertet wird.

Von den Beiträgen, die uns Schlesier besonders angehen, nenne ich Dr. Geo Topkes Arbeit über baugeschichtliche Verbindungsäden zwischen Posen und Breslau und Jeno Schindlers Ausführungen über Spuren deutscher Volkskunst schlesischer Herkunft auf dem evangelischen Friedhof in Lazinsk, Kreis Konin. Aber die Nimptfcher Urkunde Heinrichs I. für Heinrichau von 1229 im Lichte der schlesischen Kanzleigeschichte schreibt Dr. Friedrich Schilling.

Es fällt weiterhin auf, daß erstmalig auch wertvolle Mitarbeiter aus dem nichtdeutschen Volkstum gewonnen werden konnten.

Gerade wie hier in Schlesien wünschen Dr. Lattermann und seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Zeitschrift weiterhin einen guten Erfolg.

Dr. Schoenaich, Die alte Bischofsstadt Neisse

Erschienen als Nr. 13 der Schriftenreihe der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde im Verlage der Monatschrift „Der Oberschlesier“, Oppeln 1935. 28 S. Preis 0.60 RM. Auf Grund eines eingehenden Quellenstudiums schildert Professor Schoenaich, dem wir bereits eine Reihe von anderen schlesischen Städtebildern verdanken, die geschichtliche Entwicklung der Stadt Neisse. Als eine übersichtliche Einführung und als Materialsammlung dürfte gerade diese Arbeit breiteren Kreisen willkommen sein. Seit langem fehlte es an einer billigen und leicht lesbaren Arbeit über die geschichtliche Entwicklung der Stadt Neisse. Sowohl die Schrift von Schoenaich, wie auch die in diesem Heft gebotene ausgezeichnete Arbeit von Oberregierungsbaurath a. D. Borowski, machen deutlich, welche große Aufgaben der Heimatforschung gerade in Neisse noch bevorstehen, das bisher viel zu wenig in seiner umfassenden geschichtlichen Bedeutung gewürdigt worden ist. Dank der Bemühungen der Stadtverwaltung und insbesondere unseres Kreiswalters für Heimatkunde in Neisse, Dipl.-Zug. Georg Weisser, der z. Bt. einen großangelegten Neuaufbau des Neisser Archivs vornimmt, sind für die nächste Zeit weitere wichtige und neue Ergebnisse der Forschung zu erwarten.

Dr. Ernst Bednara, Pilsch

Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte der Leobschützer Landschaft. Erschienen als Nr. 14 der Schriftenreihe der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde im Verlag der Monatschrift „Der Oberschlesier“, Oppeln 1935. 24 S. Preis 0.60 RM.

Das Dorf Pilsch im Kreise Leobschütz hat schon wiederholt die Aufmerksamkeit der Leser unserer Monatschrift gefesselt. Ich erinnere an das Pilschheft des „Oberschlesiers“ vom Jahre 1930, das Dr. Wilhelm Mak mit Schülern des Gleiwißer Gymnasiums, einigen gleichgestimmten Heimatfreunden und den Ortsbewohnern bearbeitete (Preis 1.-RM.). Dann haben Rudolf Grau und Fel. Reutter vor zwei Jahren im Auftrage der Leipziger Hochschule

(Rassen- und Völkerkundliches Seminar von Professor Neche) Pilsch rassenkundlich untersucht und darüber im Jahrgang 1934 des „Oberschlesiers“ und zwar im 1. und 4. Heft darüber vorläufige Berichte gegeben. Bisher aber fehlte eine genauere Untersuchung nach der siedlungsgeschichtlichen Seite. Diese Lücke füllt Studienrat Dr. Bednara, Leobschütz, der an der Hand der Urkunden die vorliegende ausgezeichnete Siedlungsstudie vorlegt. Er zeigt u. a. eindringlich, wie der Blutstrom der Pilscher im Gange der mittelalterlichen Besiedlung des deutschen Ostens aus Nimmendeutschland kam: Aus Niederdeutschland, über Ostpreußen aus Süddeutschland, schwächere Ströme aus Obersachsen, Franken und vielleicht auch aus Hessen.

Die Erstürmung des „Toten Manns“

von Alfred Heim (in Benken DE beheimatet, jetzt wohnhaft in Berlin), eine in der Beltschen Sammlung „Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur“ erschienene Kriegserzählung, ist von der Stadt Berlin in 2000 Exemplaren für alle Schulen erworben worden; die Erzählung hat in kurzer Zeit bereits das 16. Tausend erreicht. Die Gesamtauflage von Alfred Heims Kriegsbüchern beträgt zur Zeit 120 000 Exemplare.

Die Tierwelt Deutschlands

und der angrenzenden Meeresküste. Begründet von Prof. Dr. Friedrich Dahl. Weitergeführt von Maria Dahl und Prof. Dr. Hans Bischoff. 18. Teil: Urtiere oder Protozoa. I. Wimpertiere oder Ciliata (Zufusoria) von A. Kahl. 1. Allgemeiner Teil und Prostomata. Jena, Verlag von Gustav Fischer. Preis 12.—RM. abzgl. 10 % lt. Notverordnung. Zu den interessantesten Formen der mikroskopischen Kleinlebewelt gehören unstreitig die Infusorien. Überall und zu jeder Jahreszeit vorhanden, fordern sie den Mikroskopiker zu wissenschaftlicher Betrachtung geradezu heraus. Und doch war es für den abseits Arbeitenden nicht leicht, sich in die Gruppe einzuarbeiten, denn die Bestimmung dieser Tiere war wegen des Mangels an geeigneten zusammenfassenden Bestimmungswerken sehr schwierig. Mit dem Erscheinen des vorliegenden Werkes wird diesem Mangel abgeholfen. Dem eigentlichen Bestimmungswerk geht eine klare und leicht verständliche Einführung in den allgemeinen

Körperbau und die Lebensweise der Infusorien voran. Daran schließen sich Kapitel über die Umwelt, Lebensbedingungen, Fundstellen und geographische Verbreitung der Infusorien, über ihre Stammesgeschichte, Systematik und Nomenklatur und zuletzt praktische Anweisungen zu ihrer Beobachtung und ihrer Bestimmung. Von den vier Ordnungen der Wimpertierchen behandelt die vorliegende Lieferung die erste Ordnung der Ganzbewimperten (Holotricha), und zwar die Unterordnung Gymnostomata, deren Hauptmerkmal in einem Schlund besteht, dessen Mündung nicht mit auffallenden Wimperorganellen ausgestattet ist. Hervorzuheben ist, daß auch im systematischen Teil neben der systematischen Ordnung, Forschungsergebnisse, soweit sie die biologischen Erscheinungen und die genaue Morphologie betreffen, nicht vergessen sind.

Wegen seiner klaren Diagnosen und der vielen klaren Abbildungen (607 Abbildungen) wird das Werk jedem Freund der Kleinlebewelt eine willkommene Hilfe bilden.

19. Teil Eintagsfliegen oder Ephemeroptera von Dr. Eduard Schoenemund. (Preis 7.50 RM., abzgl. 10 % lt. Notverordnung).

Eine für den Insektensammler sehr wichtige Neuerscheinung stellt vorliegendes Werk dar. Nachdem das die Eintagsfliegen behandelnde Bändchen aus Brauers „Süßwasserfauna“ veraltet war und auch vergriffen ist, fehlte eine zusammenfassende Arbeit vorliegender Art. Der Insektensammler begegnet Vertretern aus dieser interessanten Insektenordnung auf seinen Exkursionen auf Schritt und Tritt. Obwohl ihr Name überall bekannt ist, fehlt die eigentliche Kenntnis des Tieres selber, vor allem liegt es mit der Kenntnis der geographischen Verbreitung sehr im argen. Es wäre zu begrüßen, wenn die zahlreichen Insektenforscher Ober- und Niederösterreichs sich auch dieser Gruppe annähmen, da die Eintagsfliegen in Oberösterreich noch wenig bearbeitet sind. Eine gute Hilfe bietet ihnen für die Bestimmung nunmehr vorliegendes Werk mit seiner allgemeinen Einführung in die Lebensweise und den Bau dieser Insekten und in ihre Sammel- und Untersuchungstechnik. Darauf folgen die sehr klaren und ausführlichen Bestimmungstabellen aller in Deutschland vorkommenden Arten. Der nie-

drige Preis ermöglicht jedem Naturfreund die Anschaffung dieses abgeschlossenen Bestimmungswerkes.

20. Teil Zweiflügler oder Diptera. IV: Syrphidae - Conopidae. (Preis 9,- RM., abzüglich 10 % lt. Notverordnung).

Von allen Fliegenforschern wird das jedesmalige Erscheinen einer Fortsetzung des im Rahmen der „Tierwelt Deutschlands“ herausgegebenen Fliegenbestimmungswerkes begrüßt. Nachdem bereits drei Lieferungen, ein allgemeiner Teil, die *Agro mycidae* und die *Muscidae* herausgekommen sind, liegen im 20. Teil der „Tierwelt“ die Familien der Schwebfliegen (Syrphiden) und der Blasenkopffliegen (Conopidae) vor. Beide Gruppen, von denen die erste die bei weitem umfangreichere darstellt, sind für den Fliegenforscher beliebte Sammelgebiete. Es sind fast durchweg größere Tiere von bienen- oder wespenähnlicher Gestalt, von denen die bekannteste, die bienenähnliche Schlammsfliege (*Eristalis*) ist. Die klaren, von dem bekannten Fliegenforscher Prof. Dr. P. Saß verfaßten Bestimmungstabellen ermöglichen jetzt dem Fliegenforscher eine einwandfreie Bestimmung der Schwebfliegen. Dies war früher wegen der schwer zugänglichen Literatur nicht leicht. Ebenso zu begrüßen sind die Bestimmungstabellen der Familie der Blasenkopffliegen, bearbeitet von O. Kröber. Es handelt sich hier um Insekten, die als Schmarotzer bei anderen Insekten leben, vor allen Dingen bei Bienen und Heuschrecken. Alle Arten dieser Gruppe sind Blumenbesucher an sonnigen Plätzen und sind dem Sammler leicht zugänglich. Auch die Bestimmung dieser interessanten Insektengruppe wird durch das vorliegende Werk wesentlich erleichtert.

„Schlesische Künstler“

nennt sich die Ausstellung, welche der Verein Berliner Künstler in seinem Hause Berlin, Tiergartenstr., im Monat Mai veranstaltet hat, zusammen mit dem Künstlerbund Schlesien. Folgende Oberschlesier mit ihren Werken sind vertreten: Die Maler Drobek, Hoffmann, Hönig, Kowalski, Nerlich, Odoj, Steske, Leitgeb-Strzy, Zimbal und die Bildhauer Bednorz und Myrtek.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Czgodroff in Oppeln, Wilhelmplatz 4, zu richten.

Als ich noch den Hausherrn spielte

Günther Bialas, nach einem
oberschlesischen Volksliede

Lebendig! *p*

Sopran
Ha

Alt
Als ich noch den Haus - herrn spiel - te, hatt' ich Stall und Häus - chen,

Tenor
Als ich noch den Haus - herrn spiel - te,

Baß

f

Als ich noch den Haus - herrn spiel - te,

vier der Kat - zen zum Ge - span - ne und zwei mel - ke Mäus - chen

ha

ha
 ha
 vier der Kat - zen zum Ge - span - ne
 vier der Kat - zen zum Ge - span - ne und zwei mel - ke Mäus - chen

war mein Bett ein Spinn - ge - we - be
 war mein Bett ein Spinn - ge - we - be, zart und fein ge - spon - nen
 war mein Bett ein Spinn - ge -

zart und fein ge - spon - nen
 ha ha, ha
 we - be, zart und fein ge - spon - nen
 und mein Pfühl ein Mäu - se - schwänz - chen, das ich einst ge - won - nen.

f
 ha, ha, ha, ha, ha
 ha,
 ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha,
 ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha,

ff

Als ich noch ein jun - ges Blut war,

Als ich noch ein jun - ges Blut war, ging ich stolz spa - zie - ren;

ff

Als ich noch ein jun - ges

Als ich noch ein jun - ges Blut war, ging ich stolz spa - zie - ren;

ging ich stolz, ja stolz, spa - zie - ren,

mei - ne Ho - sen wa - ren stro - hern und mein Rock pa - pie - ren;

Blut war, ging ich stolz spa - zie - ren;

mei - ne Ho - sen wa - ren stro - hern

auf dem Hut ein Mük - ken - schwänz - chen,
 auf dem Hut ein Mük - ken - schwänz - chen ließ als Busch ich we - hen,
 ha, ha,
 ha

ha,
 fra - ge noch - mals dich, mein Schätz - chen:
 fra - ge noch - mals dich, mein Schätz - chen:
 fra - ge noch - mals dich, mein Schätz - chen: „willst du mit mir ge - hen?“

f

fra - ge noch - mals dich, mein Schätz - chen:

fra - ge noch - mals dich, mein Schätz - chen: „willst du mit mir ge - hen?“

fra - ge noch - mals dich, mein

p *rit*

„willst du mit mir ge - hen?“

ha ha, ha

Schätz - chen: „willst du mit mir ge - hen?“

fra - ge noch - mals dich, mein Schätz - chen: „willst du mit mir ge - hen?“

a tempo *f*

ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha!

ha, ha!

ha, ha!